

E. Mariahilf.



ine zwar kleine, aber mit sehr schönen Häusern versehene Vorstadt, eigentlich nur eine Straße: die Mariahilfer Hauptstraße. Dieselbe führte durch die 5 Vorstädte: Laimgrube, Windmühle, Gumpendorf, Neubau und Schottenfeld.

Früher befanden sich hier Weingärten und nur hie und da erblickte man das Häuschen eines Winzers oder eines Hirten. Die Gegend führte den Namen im Schöff (Schiff) vom Schilde eines Einkehrwirthshauses der aus Baiern und Schwaben kommenden



Mariahilfer Kirche.

Schiffleute, die gewöhnlich hier ihre Herberge nahmen. Dieser Name verblieb auch der Vorstadt bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts wurde der bisher in der Stadt auf dem Michaelerplatze bestandene Kirchhof hieher verlegt und 1660 bauten die Barnabiten auf demselben eine hölzerne Capelle mit dem Bildniß von Maria-Hilf. In der zweiten Türkenbelagerung ging diese Capelle in flammen auf, das wunderthätige Marienbild aber wurde durch den Meßner Erhard Lampel gerettet und einste-

weilen bei St. Michael in der Stadt aufbewahrt. Nach dem Abzuge der Türken wurde zum Aufbaue einer steinernen Kirche im Schöff geschritten und 1686 hiezu der Grundstein gelegt. Durch die Mildthätigkeit des Fürsten Paul Esterhazy, damaligen Palatins von Ungarn, wurde später eine Frauencapelle mit zwei Seitenaltären an dem Orte, den jetzt die Kirche einnimmt, errichtet. Unter großem Jubel wurde das Gnadenbild am 14. August 1689 am Tage

vor Maria-Himmelfahrt unter Begleitung des Cardinals Kollonitz und einer Volkszahl von mehr als 30.000 Menschen von der Kirche zu St. Michael nach Mariahilf übertragen.

In den Jahren 1693 bis 1723 wurde die Kirche mit ihren beiden Thürmen in ihrer gegenwärtigen Gestalt hergestellt. Ober dem Eingange in den Pfarrhof an der inneren Seite hängt das Bild der drei Stifter des Gnadenortes Mariahilf: Don Cölestin Ivanelli, Don Julianus Schörf und Don Carolus Josefus Jung.

Den Grundstein legte der Wiener Bischof Ernst Trautsohn am 20. April 1686. Außerdem befinden sich hier noch acht schöne Seitenaltäre. Der linke Thurm wurde 1713, der rechte 1724 beendet. Die Glocke St. Michael ist eine der größten Glocken Wiens. Ober der Sakristei, hinter dem Hochaltar, befindet sich die Schatzkammer.

Diese Kirche wurde schon zu verschiedenen Zeiten von hohen Regenten und Mitgliedern des Kaiserhauses besucht. Kaiser Carl VI. stattete am 4. Mai 1649 (noch als Erzherzog) für die erhaltene Gesundheit seine feierliche Dankagung hier ab und besuchte dieselbe auch oft noch in den späteren Jahren seiner Regierung.

Kaiserin Eleonora erschien in Begleitung ihrer Töchter sehr oft in dieser Kirche. Die Kaiserin Maria Theresia sowie auch Kaiser Joseph II. besuchten dieselbe ebenfalls sehr oft. In den Zeiten der Noth und Drangsal wurde sie zum Zufluchtsorte, sowie auch bei Seuchen, Theuerung und in Kriegszeiten daselbst große Processionen angeordnet wurden, welche von St. Stefan aus in die Kirche zu Mariahilf zogen. Noch heute wallfahren Tausende in diese Kirche, welche 1783 zur Pfarre erhoben wurde. Mariahilf besitzt ein Armenhospital für 20 Männer und 30 Frauen.

Der in der an der linken Seite der Kirche angebauten Kapelle befindliche Christus, befand sich sammt den beiden Nebenfiguren ursprünglich am Amthause der Stadt Wien, (das zweite Haus links in der Rauhensteingasse von der Himmelpfortgasse hinein, gegenüber dem damaligen St. Clarakloster) auf einer Art Calvarienberg; damals befand sich auch eine Magdalena als Mittelfigur dabei.

Vor diesem Christus wurde den „Malefiz-Personen“ (Missethättern) das Urtheil vorgelesen, und hier sprachen sie ihr letztes Gebet, ehe sie zur Richtstätte abgeführt wurden.

Unter Kaiser Josef II. wurde der vor der Kirche befindliche Friedhof kassirt und auf die Schmelz verlegt.

Zum heutigen VI. Bezirke gehören aber außer Mariahilf auch noch die ehemaligen Vorstädte Gumpendorf mit Magdalenagrund sowie die Windmühle und Laimgrube.

Der Name **Gumpendorf** kommt von dem veralteten Worte: „**Gumpr**“, was eine tiefe Stelle in einem Bache oder Teiche, auch einen Pfuhl, Tümpel bezeichnet; daher Gumpendorf einen bei einer solchen Pfüze gelegenen Ort andeutet. Gumpendorf war ursprünglich ein vom Stadtumfange isolirtes Dörfchen. Die erste Ansiedlung daselbst soll zu Anfang des 11. Jahrhunderts in der Gegend des jetzigen Pfarrhofes stattgefunden haben.

Diese ursprüngliche Niederlassung von der man nichts genaueres weiß, dürfte wohl sehr langsam und unbedeutend vor sich gegangen sein, da selbst im Jahre 1216 Gumpendorf nach einer Urkunde blos ein Maierhof (Villa) genannt wird. Einige Chronisten behaupten, daß sich schon zeitlich in Gumpendorf Israeliten angesiedelt oder wenigstens auf ihren üblichen Handelsreisen sich daselbst öfters aufgehalten haben.

Nach den im schottischen Archive aufbewahrten Urkunden war das erste Heiligthum auf Gumpendorfs Gefilden im 9. Jahrhunderte ein thurmartiges Gebäude von Quadersteinen, ähnlich einem Carcer (wie selbe in Mödling, Pulkau u. s. w. vorkommen) in der Nähe der späteren Raab-Mühle erbaut, und nahm einen Flächeninhalt von vier Quadratklastern mit einer Höhe von 18 Klastern ein. Durch dessen ebenerdiges Geschoß ging eine Stiege aufwärts in ein Capellengemach, in welchem ein altarförmiger Marmorstein, und auf diesem ein Kreuz mit verschiedenen Reliquien sich befand. für den Urheber dieses Kirchleins wird Kaiser Karl der Große gehalten, welcher im Gebiete von Noricum viele solcher Gotteshäuschen errichten ließ.

Nach dem Ablaufe vieler Menschenalter wurde ein Schiff der Kirche mit einem Presbyterium und zwar in gothischem Style jenem Thurme angebaut und dieses Gotteshaus dem heil. Aegydt geweiht. Beim Niederreißen jenes alten Thurmes (1765), dessen breiter Unterbau nur vier Schuh tief ging, wurden im Mauerwerke verschiedene Denksteine mit lateinischen Inschriften gefunden, was auf römische Niederlassungen hindeutet.

Aus der Zeit des 12. Jahrhunderts haben verschiedene Annalen die Namen ansehnlicher Personen von Gumpendorf aufbewahrt. In einer Urkunde über eine von Heinrich Jasomirgott an die Abtei St. Peter gemachte Schenkung vom Jahre 1156 erscheint Albero v. Gumpendorf als Zeuge. Vom Jahre 1171 kommt eine adelige Familie vor, die sich nach ihrem Besitze von Gumpendorf schrie, so wie im Jahre 1270 ein hiesiger reicher Bürger Otto erwähnt wird, während später ein Heinrich Graf v. Gumpendorf existirt hat, weshalb die Entstehung dieses einstigen Dorfes dieser adeligen Familie zugeschrieben wird.

In der Folge war Joh. v. Kor im Besitze der Gumpendorfer Vogteiherrschaft, welche 1289 an Jak. Haag und von diesem 1293 an Ulrich von Capellen verkauft wurde. Dieser Letztgenannte war ein treuer Waffengefährte des deutschen Kaisers Rudolf v. Habsburg. Als Rudolf 1278 beim Schlachtgewühle am Marchfelde gegen Ottokar von Böhmen in Lebensgefahr gerieth, eilte jener Ulrich v. Capellen mit einigen Rittern zur Hilfe herbei und rettete den Kaiser.

Nach einer Urkunde des deutschen Hauses zu Wien vom Jahre 1305 nennt der Gumpendorfer Pfarrer den Hans v. Capellen seinen Patron, der in einer Urkunde vom Jahre 1335 als „Vogt des gothaws ze gumpendorff“ betitelt ist.

Durch die im Stiftsarchive befindlichen Urkunden, nach welchen die Schotten schon damals einige Besitzungen in Gumpendorf hatten, wird auch berichtet, daß der daselbst gelegene Stiftshof im Jahre 1358

vom Dienste an das Kloster St. Clara befreit wurde, während im November 1384 Wolfart, Caplan zu Unser lieben Frau am Gestade, 16 Joch Aecker, welche den Schotten dienstbar waren, verkaufte.

Im Jahre 1351 erbauten Eberhard v. Capellen, Statthalter von Oberösterreich, und dessen Nefse Johann v. Capellen, Gutsbesitzer, in Gumpendorf an der Stelle des alten Gotteshauses eine neue Pfarrkirche und übergaben im März 1360 deren Vogteiherrlichkeit und Lehenschaft dem Cisterzienserbabte Christian vom Stifte Baumgartenberg in Oberösterreich, mit der vertragsmäßigen Bedingung, daß an dieser Gumpendorfer Pfarrkirche (vor welcher eine Kreuzsäule gesetzt war) zwei Priester aus dem bemeldeten Convente fortwährend sich befinden und den pfarrlichen Gottesdienst sammt Seelsorge versehen sollten.

Im Jahre 1349 erschütterte ein starkes Erdbeben Wien und dessen weite Umgebung, zugleich trat die Pest auf das schrecklichste auf und forderte auch von Gumpendorf viele Opfer, deren Beerdigung um besonderen Lohn erzwungen werden mußte. Ein gleiches Schicksal hatte das fast bevölkerte Gumpendorf bei der 1381 abermals ausgebrochenen Pest, die gleichfalls eine große Menschenmenge in's Grab stürzte.

Mit dem Beginne des fünfzehnten Jahrhunderts mehrte sich allmählig die Zahl der Häuser in Gumpendorf, allwo bereits wie auf dem mit Bäumen besetzten Hundsthurmer-Grunde mehrere Jägerhäuser seit vielen Jahren standen. Insbesondere wurde hierorts die Gartencultur an beiden Ufern des Wienflusses betrieben und verschiedene Lusthäuser von vermöglichen Adeligen zur Benützung während der Sommerszeit gebaut.

Nach einer pfarrlichen Urkunde verkaufte im Herbst 1414 Hans Perman seine an der Grenzmarke Gumpendorfs, am Wienflusse gelegene Stampfmühle sammt Weingärten und anderen Zugehörungen um 20 Pfunde Wr. Pfennige an Hartmann v. Nieldorf, von welchem dieselbe 1419 Herrmann Hehl, städtischer Kämmerer, um 280 Pfunde Wr. Pfennige und vier Goldgulden käuflich an sich brachte, 1433 aber an das Chorherren-Stift St. Dorothea (in der Stadt) verkaufte.

Um diese Zeit hatten sich die Israeliten in größerer Anzahl innerhalb des Gumpendorfer Gebietes niedergelassen und besaßen daselbst einen eigenen geräumigen Gottesacker, der aber nach dem theilweisen Abzuge dieser Ansiedler im Jahre 1437 von Herzog Albrecht dem eben erwähnten Stifte St. Dorothea geschenkt wurde.

Im November 1449 kaufte der Schottenabt Martin von dem Wiener Bürger Rassenberger die dem Frauenkloster zu Bulgarn dienstbare Kuttermühle in Gumpendorf.

Als der ungarische König Mathias Corvinus im Jänner 1485 (jenes Jahres, in welchem durch Papst Innocenz VIII. die Heiligsprechung des österreichischen Herzogs und Landespatrons Leopold erfolgte) die Stadt Wien förmlich belagerte und von aller Zufuhr abschchnitt, ließ er durch seinen Oberfeldherrn Stephan Japolya am Wienflusse in der Nähe der Gumpendorfer Kirche eine große Schanze anlegen.

Im August 1501 wurde der Wienfluß durch anhaltende Regengüsse zu einer so gewaltigen Strömung gebracht, daß er alle am Ufer liegenden Häuser und Gärten verwüstete und eine hierortige Mühle zerriß.

Ein trauriges Schicksal kam über Gumpendorf durch das Erscheinen der Türken 1529. Die Feinde mezelten Alles nieder, zerstörten und verbrannten sämtliche Häuser von Gumpendorf, darunter auch den verlassenen Pfarrhof und die Kirche. Mühsam wurde nach diesem Gräuel der Verwüstung Gumpendorf von neuem mit Häusern besetzt, sowie unter wohlthätiger Beihilfe auch die Kirche sammt dem kleinen Pfarrhose wieder aufgebaut.

Nach dem Ausbruche der Reformation mußte das hart mitgenommene Stift Baumgartenberg, weil es wegen Mangel an Priestern die Pfarre Gumpendorf nicht mehr besetzen konnte, dieselbe am 27. Mai 1571 dem Stifte Schotten, und zwar lebensweise abtreten.

Im Jahre 1606 wurde die dem Hans v. Neudegg gehörige Gumpendorfer Grundherrlichkeit laut Testamentes von den Wiener Dominikanern geerbt, welche 1632 die hierortige Kuttenmühle käuflich an sich brachten. Im Jahre 1621 kommt Vincenz v. Nuschingler als Eigenthümer der Dorfherrschaft von Gumpendorf vor, welcher dieselbe 1672 an einen Grafen v. Mollard, nach dem die heutige Mollardgasse benannt ist, verkaufte.

Zu den damaligen Einkünften der Gumpendorfer Pfarre gehörten die Zahlungen der Grunddienste von 22 Häusern zu Gerasdorf und einem Bauernhose zu Brunn, dann vier Gumpendorfer Grundholden, eine Mühle, mehrere Weingärten und Aecker nebst der geringen hiesigen Stola. Das gesammte Jahres Einkommen der Pfarre betrug bei 433 fl.

Als die Schweden auf ihrem Kriegszuge Deutschlands Länder in Schrecken versetzten und in Oesterreich bis an die Thore Wiens vorrückten, flohen die Vermöglicheren der Residenz nach Steiermark, während alle Wehrfähigen, wozu auch Gumpendorf, ein noch unbedeutender Flecken, seine Kräfte vereinigte, innerhalb der Stadtmauern zur Vertheidigung Wiens sich versammelten und kampferüstet ausharrten, bis der schwedische Oberst Torstenson sich bald darauf nach Mähren zurückzog.

Im Jahre 1678 trat das Stift Baumgartenberg sowohl die Pfarre als auch sämtliche Rechte den Schotten ab.

Im Pestjahre 1678 wurden bei 1700 Menschen hingerafft, und in der Nähe eines Gartens bei zwei in der Gegend von Reindorf gestandenen Säulen beerdigt. Die am Graben stehende, vom Wiener Stadtrathe aus Holz verfertigte Dreifaltigkeits-Säule, welche Kaiser Leopold, wie bekannt, 1687 in die jetzige steinerne umgestalten ließ, ist ein Denkmal der Erinnerung an jene tödtliche Geißel.

Im Jahre 1683 erschienen die Türken abermals vor Wien. Gumpendorf und Hundsturm waren dem ersten Anfälle der wilden Zerstörung und markervollen Niedermetzlung preisgegeben, wodurch auch die Gumpendorfer Kirche sammt dem Pfarrhose mit dessen wenigen Urkunden und Protokollen verwüstet wurde. In der den Dominikanern

gehörigen Mühle zu Gumpendorf, blieb die zur An schmiedung der Christen bestimmt gewesene große Kette zurück.

In Folge dieser mörderischen Invasiön war Gumpendorf durch einige Jahre fast ganz von Bewohnern entblößt, deren Ansiedlung sehr langsam wieder vor sich ging. Für dieselbe wurde in den Ruinen der zerstörten Kirche ein Raum zu Abhaltung des Gottesdienstes hergerichtet, welchen sammt Seelsorge ein täglich aus dem Schottenstifte gekommener Priester versah. Erst im Jahre 1700, wo auch die Kirche hergestellt war, wurde ein neues Pfarrhaus erbaut.

Laut pfarrlichen Urkunden besaß 1688 Leopold Wilhelm Graf v. Königsegg die Gegend des nummehr veräußerten Bräuhäuses und der anliegenden noch bestehenden Kaserne sammt den Gründen bis an die Penzingerstraße, und errichtete bei letzterem Gebäude eine Capelle zu Ehren des heil. Abendmahles mit einer Messenstiftung. Bald darauf wurde diese Capelle der hiesigen Pfarrkirche einverleibt, und behufs dessen ein Vertrag zwischen dem Pfarrpatrone, dem Abte zu den Schotten, Sebastian I. als Collator der Kirche St. Aegidi in Gumpendorf und dem obgedachten Grafen von Königsegg, als damaligen Inhaber der später erweiterten und renovirten, für die Ingenieurschule bestimmten Capelle abgeschlossen, worin festgesetzt wurde, daß in dieser Capelle kein kirchlicher Act ohne des Pfarrers Erlaubniß vorgenommen werde; daß der erwähnte Stifter und dessen Nachfolger jährlich 30 Gulden Reichswährung an die Pfarre Gumpendorf als deren Aufbesserung zu bezahlen haben, wofür jedoch der jeweilige Pfarrer dieser Kirche zur jährlichen Persolvirung von vier heil. Messen daselbst verbindlich sei, endlich daß die Leistung der obbemeldeten Abgabe für immer auf dem Besitze jenes Grundgebietes haften solle.

Das vorbenannte Königsegg'sche Herrschaftshaus beherbergte den am 6. Juni 1698 in Wien feierlich eingezogenen Czaren von Rußland, Peter den Großen, wozu das ganze Gebäude auf's prachtvollste hergerichtet war.

Des Czaren Namensfest wurde hierorts am Vorabende des 29. Juni (alten Styles) durch einen glänzenden Ball gefeiert, indessen eine gewählte Bande von 170 Musikern sich producirte, worauf im rückwärtigen Hofraume das Abbrennen eines Feuerwerkes und um Mitternacht eine prächtige Tafel erfolgte. Hiebei soll ein schöner Zug des Czaren als willkommene Episode angeführt werden. Zur selben Zeit lebte in einem Häuschen neben dem Königsegg'schen Gebäude eine Witwe mit ihrer Tochter Regina, deren Vater Namens Dryangel, früher ein ansehnlicher Handelsmann gewesen, allein durch einen russischen Kaufmann (Demidoff), welchem er große Summen geborgt, in große Dürftigkeit gekommen war und von Gram gebeugt, seinen Geist aufgegeben hatte. Die gut erzogene Regina theilte liebreich den Schmerz ihrer gekränkten Mutter, für deren Erhaltung sie durch Handarbeiten unermüdet sorgte.

Da kam eines Sonntages die Nachbarin, um Regina zur Besichtigung der herrlichen Gondelfahrt abzuholen, welche vom kaiserlichen Hofe dem russischen Monarchen auf der Donau nächst der Wolfsau

veranstaltet wurde und wohin die Wiener in Schaaren eilten. Regina für weltliche Freuden wenig empfänglich und vor den Russen in bitterster Erinnerung Scheu fühlend, konnte nur durch beharrliche Zureden zur Begleitung bewogen werden. Es war ein außerordentlich schönes Schauspiel. Drei prächtig decorirte Nachtschiffe mit unzähligen buntpfarbigen Wimpeln standen am Ufer und nahmen den Czaren mit glänzender Suite unter tausendstimmigen Vivats der Volksmenge auf. Doch plötzlich hörte man ein Angstgeschrei; das Ufer war theilweise eingebrochen, und mehrere Zuseher stürzten in's Wasser. Da sah man den russischen Kaiser eine weibliche Person aus den Fluthen heben, worauf ein jubelnder Zuruf erfolgte; die Gerettete aber war Regina Dryangel, um deren Lebensverhältnisse die Polizei sich sogleich erkundigte, und darüber dem Czaren referiren mußte. Bald darauf ging die von Dankbarkeit für ihren hohen Retter beseelte Regina auf der Gumpendorfer Hauptstraße ihrer Behausung zu, als ein vornehm gekleideter Herr (es war der Czar), mit derselben ein Gespräch anfang und mit einnehmenden Worten das frappirte Mädchen in ihre Wohnung begleitete, wo er aus dem Munde der Witwe Dryangel die schmerzvolle Schilderung ihres herben Verlustes vernahm. Der Monarch ließ sich den russischen Schuldbrief zeigen, befahl sodann der Witwe, an einem der nächsten Tage selbe Schrift, adressirt an Peter Alexiewicz, in das Bureau der russischen Gesandtschaft zu schicken, und ging lächelnd fort. Mit einem Herzen voll Erstaunen und Hoffen begab sich nun die schüchterne Regina in das Haus des Botschafters, allwo sie vom General Czernetew empfangen wurde, welcher ihr ein mit Goldstücken gefülltes Kästchen als jene ausständige Schuld übergab. Kaum konnte Regina das unerwartete Glück erfassen, wofür sie tiefgerührt dem General dankte, der ihr schließlich zur noch größeren Ueberraschung eröffnete, daß der Retter ihres Lebens und des Vermögens der mächtige Beherrscher Rußlands gewesen sei.

Die vom Papst Clemens XI. im Jahre 1700 zur innerwährenden Anbetung des allerheil. Sacramentes mit Ablässen und Privilegien erreichte *Frohleichnam's-Bruderschaft* wurde 1701 in der Gumpendorfer Pfarre eingeführt. Dieselbe ließ hier jeden Donnerstag eine Segenmesse und jeden Monat ein sonntägliches Hochamt abhalten; jedes Mitglied mußte in die Vereinskassa jährlich 42 kr. zahlen; für ein verstorbenes Mitglied wurden 10 fl. auf das Leichenbegängniß verabfolgt und ein Requiem celebrirt. Auch hatten die Mitglieder dem Religionsunterrichte der Jugend beizuwohnen.

Im Jahre 1704 ließ der als Schottenabt kurze Zeit lebende Sebastian II. in Gumpendorf einen neuen Pfarrhof, und zwar mitten in dem dazu gehörigen Garten erbauen. Dieses Pfarrhaus machte dem gegenwärtigen, im Jahre 1845 erbauten Platz.

Als im Jahre 1704 die Wiener Vorstädte zur Aufhaltung der unter Rakocz'y herangezogenen Kuruzzen und des herumstreichenden Raubgesindels mit einem Graben und einem Erdwalde umgeben und dabei die Linien errichtet wurden, kam auch das mit einer verhältnißmäßig noch geringen Anzahl von Häusern besetzte Gumpendorf als Grenzvorstadt innerhalb dieses Schutzdammes zu liegen.

Zu wiederholtem Schrecken trat in Wien zu Anfang des Jahres 1713 abermals die Pest auf, welche aus Ungarn heraufgewandert, während eines Jahres mehr als 8600 Menschen das Leben raubte. Ueber Gumpendorf streckte sich dieses Uebel weniger verderblich aus.

Im Jahre 1724 ließ der hiesige Herrschaftsbesitzer Leop. Ern. Graf v. Mollard den Hochaltar der (früheren) Pfarrkirche neu herrichten und darüber eine hölzerne Christusstatue aufsetzen, welche bei dem kurz vorher erfolgten gewaltigen Brande des diesem Grafen gehörigen Gutes Mannswörth inmitten der Flammen unversehrt geblieben war.

Im Jahre 1752 wurde die im gräflich Königsegg'schen Garten erbaute Ingenieur-Akademie vollkommen hergerichtet und, im Jahre 1769 zur k. k. Akademie erhoben.

Im Jahre 1755 wurde für die Gumpendorfer Pfarrkirche eine neue Gottesdienst-Ordnung festgesetzt.

Da die bisherige Gumpendorfer Kirche, welche hinter dem alten Pfarrhofe stand, dem Bedürfnisse der Pfarrkinder mehr und mehr ungenügend erschien und daher die Erbauung eines neuen größeren Gotteshauses als notwendig sich herausstellte, so wurde vom Schottenprälaten Benno Pointar, als Pfarrpatron, der Aufbau der jetzt bestehenden Kirche auf einem Weingartengrunde mit einem Kostenbetrage von 38.500 fl. veranstaltet, welche am 19. März 1770 benedicirt wurde.

Die Seitenaltäre kamen erst im Laufe der Zeit hinzu. Nach zwei Jahren war die Sacristei sammt dem darauf ruhenden Oratorium zugebaut, während die im hinteren Pfarrhofgarten befindliche alte Kirche, deren Altarplatz noch jetzt ein Wandgemälde an der Mauer des anstoßenden Hauses zeigt, abgebrochen wurde.

Zum Gumpendorfer Pfarrbezirke, welcher auch die unter dem jetzigen Namen Razenstadel längs des Wienflusses fortlaufende Häuserreihe bis zu deren Einparrung nach Mariahilf im Jahre 1719 umfaßt hatte, gehörten bisher noch die Gemeinden Hundsturm und Reindorf (welch' letztere nunmehr eine große, selbständige Pfarre außerhalb der Stadtlinie ist).

Um diese Zeit wurden noch zwei besondere Processionen von der hiesigen Pfarre jährlich gehalten, jedoch bald darauf abgestellt: nämlich am 1. Mai um die Getreidefelder, die im Bereiche Gumpendorfs sich befanden, wobei ein Pfarrgeistlicher viermal den Segen mit dem Kreuz-Partikel gab, und am Sonntag nach Floriani gleichfalls mit einem Priester in die Matzleinsdorfer Kirche um Abwendung der Feuersgefahr.

Im Jahre 1784 wurde durch Regierungs-Verordnung die hiesige Frohnleichnams- und Christenlehr-Bruderschaft aufgehoben und deren Vermögen zu frommen Zwecken eingezogen.

Nach einer vorliegenden Urkunde erhielt die Pfarre Gumpendorf am 24. Mai 1785 die nachgesuchte Erlaubniß, in ihrem Kirchsprengel die sonntägige Frohnleichnams-Procession alljährig abzuhalten, was also früher nur bisweilen mag stattgefunden haben.

Am Nachmittage des 29. Juli 1785 traf Gumpendorf eine schreckliche Ueberschwemmung durch den Wienfluß, der in Folge eines Wolkenbruches angeschwollen, alle am Ufer gelegenen Häuser durch-

schwemmte und viele derselben unbrauchbar machte, während man durch zehn Stunden mit Kähnen die Communication erhalten mußte. Uehnliche Ueberschwemmungen ereigneten sich auch später zu wiederholten Malen.

Mittels Hofdecretes vom 5. Mai 1798 wurden den Zeugmachern zur Belohnung ihrer bewährten Vaterlandsliebe die Erlaubniß ertheilt, die ihnen gelassene Aufgebotsfahne bei der jährlichen Frohnleichnamis-Procession in Gumpendorf mittragen zu dürfen. Dieses Zugeständniß wurde nach drei Jahren dahin modificirt, daß besagte Fahne bei der Procession derjenigen Pfarre zu tragen sei, in deren Bezirk der jeweilige Obervorsteher des Mittels wohne, bei welchem die Fahne auch aufbewahrt bleiben müsse.



Pfarrkirche von Gumpendorf.

Im Jahre 1805 wurde der mit Bäumen besetzte Kirchenplatz durch einen Springbrunnen geziert, welchen Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen auf frühere Anregung seiner bereits verbliebenen Gemahlin Christina, Tochter Maria Theresias, durch Zuleitung aus dem Gebirge von Maria Brunn mit der Inschrift: *Aquae Christianianae Albertinae* errichten ließ.

Erst im Verlaufe der jüngsten drei Decennien ging der Aufbau und die Zunahme der Bevölkerung in steigendem Maße vor sich. Mit Beginn des Jahres 1821 wurde der „Gstättengrund“ neben dem Wienflusse oberhalb der jetzigen Kettenbrücke mit Häusern besetzt; und 1835 der gegenwärtig dem Bürgerospitale gehörige Siedelofen und 1839 die anliegende zu Holzlagen verwendete Strommaier'sche Grundfläche zu verbauen angefangen, während 1841 der Wiener Magistrat das hiesige Bräuhaus sammt dessen Gärten ankaufte und selbe als Bauplätze hintangab, wodurch eine bedeutende Anzahl von Häusern entstand.

31. Straßenbezeichnungen.



Die **Gumpendorfer Hauptstraße**, in ungleicher Windung vom Kaunitz-Garten bis zur sogenannten kleinen Einteilung gehend. Im Quadrate des Territoriums, welches den Vordertheil der Hauptstraße bis zum Wienflusse umfaßt, standen die ersten Häuser, während noch im vorigen Jahrhundert Gumpendorf wie ein Dorf mit schönen Gärten ausfah und den Städtern als Lieblingsort für den Sommer galt.

Die **Mariahilferstraße**, der höchst gelegene Theil dieses Bezirkes, zu dessen Jurisdiction auch der neben der Liniencapelle stehende Tract des k. k. Mauthamtes gehört.

Die **große und kleine Schloßgasse** in der Nähe des Linienhauses, von dem am unteren Ende gelegenen Herrschaftshause benannt.

Die **Gärtnergasse**, neben der vorigen, nach den daselbst befindlichen Gärten den Namen führend.

Die **untere und obere Gfvrnergasse**. Erstere eröffnet 1832, letztere durch Theilung eines Hauses 1849. Beide Gassen sind benannt nach einem Hauseigenthümer, dessen Großvater diesen Flächenraum, auf welchem im Jahre 1686 Herzog von Ahrenberg ein prächtiges Gebäude (mit einer Capelle) nebst Garten hatte herrichten lassen, käuflich an sich brachte, worauf durch Vertheilung der Bauplätze nach und nach die dortigen Häuser entstanden.

Die **Hornbofelgasse**, eröffnet 1855 und genannt nach dem gegenüberstehenden Hause Nr. 190.

Folgende 10 Gassen entstanden 1839 durch Verbauung der einst daselbst befindlichen Ziegelofengründe: die **Wallstraße**, dem Linien-damme entlang, **Feldgasse**, einst ein freies Feld, **Linien-gasse**, parallel mit der Hauptstraße, **Halbgasse**, **Mittelgasse**, **Argydingasse** (nach dem Kirchenpatron), **Strohmaiergasse**, vom ehemaligen Ziegelofen-Inhaber, **Baumgasse**, **Bürgerhospitalgasse**, früheres Grundeigenthum des Bürgerhospitales, **Willergasse**, nach dem vormaligen Grundrichter genannt. Die letztgenannte Gasse wurde mit der Hauptstraße erst im Jahre 1843 durch Abbrechung eines Hauses in Verbindung gesetzt.

Die **Garbergasse** führt den Namen nach dem hiesigen Fabrikanten Herrn Johann Garber, durch dessen Vermittlung die Bebauung dieser Gasse im Jahre 1844 begann.

Die **Schmalzhofgasse**, benannt von einem früheren, reichen Schmalzhändler, dessen Hausbesitzung daselbst noch besteht. Die in die Kaserngasse ausbiegende Ecke der Schmalzhofgasse bildet der Baron von Mayer'sche Garten mit einem hübschen Wohngebäude, in welchem sich noch vor kurzer Zeit eine kleine Capelle befand.

Die **Zwerchgasse**, die Fortsetzung der Liniengasse. Auch wurde der gleichlaufende Theil der Schmalzhofgasse die obere Zwerchgasse genannt. Beide Gassen entstanden durch allmäligen Häuserbau auf den zum Bräuhaus gehörigen ausgedehnten Feldern.

Die **große und kleine Steingasse**, so genannt von mehreren Steinhaufen, die früherer Zeit in selber Gegend lagen.

Das ganze dortige Terrain war ehemals ein werthvoller Obstgarten, dessen Eigenthümer (Kameth, pensionirter k. k. Hofgärtner) erblindet, durch seinen feinen Tastsinn jede Gattung der Bäume an den Blättern erkannte.

Die **Stumpergasse**, die Ausmündung der vorigen auf den Kirchenplatz, seit 1811 durch Demolirung eines palastartigen Hauses eröffnet, welches sammt Garten ein Besitzthum des Fürsten Palm war, zuletzt aber einem Herrn **Stumper** gehörte, von dem die Benennung der Gasse kommt.

Hier war es, wo im Jahre 1809 ein phantastischer Weber einen berittenen französischen Unterofficier mit dessen schlan entzogenem Säbel erstochen und dadurch die Bewohner der umliegenden Häuser in gegründete „Beängstigung“ versetzt hat.

Die **Schmiedgasse**, von der ehemals dort befindlichen Schmiede benannt, eröffnet im Jahre 1771.

Die **Hirschengasse**, nach dem Schilde des Eckgasthauses so genannt. Den oberen Theil dieser Gasse bildete vormals ein jäher, schwer passirbarer Abhang ;

Die **Kaserngasse**, der Kaserne entlang, deren ausbiegender Stall zur Regulirung dieser Gasse im Jahre 1851 vom Gemeindevermögen um 300 fl. C. M. eingelöst und abgebrochen wurde ;

Die **Bräuhausgasse**, nach dem Bräuhaus benannt.

Die **Rolengasse**. Diese vier Gassen entstanden im Jahre 1841 durch Verbauung des getheilten Bräuhauses sammt den dazu gehörigen Gärten.

Die **Neuegasse**, seit 1771.

Die **Berggasse**, mit steiler Ausbiegung zum Wienflusse. Sie hieß ursprünglich Haltergasse, weil daselbst im sogenannten, bis heute stehenden Halterhause der Viehhirt wohnte, welcher noch vor 50 Jahren Kühe und Schafe auf die geräumigen Weideplätze des unbebauten Gumpendorfer Terrains trieb.

Die beiden letztgenannten Gassen bilden die Grenze an Mariahilf.

Die **Münzwardeingasse**, eröffnet im Jahre 1785 durch Auflösung des ehemaligen Münzgebäudes (daher der Name), dessen Gartengründe dem Wiener Domcapitel dienstbar gewesen. Das Gebäude wurde während der Pest 1713 zu einem Spital benützt; durch Verbauung dieser gesammten Grundfläche entstanden dann viele Häuser.

Die **Dorotheergasse**, sogenannt vom Kloster St. Dorothea.

Die **Karls-gasse**, seit 1855, bisher noch eine Sackgasse.

Die **Schnellgasse**, klein und enge.

Die **Wehrstraße**, dem Wienflusse entlang, dessen dortige Wehre seit einigen Decennien abgegraben ist.

Die **Marchettigasse**, die breiteste aber am wenigsten frequentirte, eröffnet 1801, nach einem Privaten benannt.

Die **untere Annagasse**, am tiefsten gelegen, mit einigen sehr alten Häusern, zu denen auch das große „Hanswurstenhaus“ gehört.

Die **obere Annagasse**, deren Theilungspunkt von letzterer an der Fahrbrücke ist. Während der Verbauung dieser Gestättenfläche im Jahre 1822 fielen durch Unvorsichtigkeit vier Personen in einen frisch gegrabenen Brunnen und erstickten. In der Mitte dieser Gasse war über die Wien eine Nothbrücke bis zur Herrichtung der genannten Kettenbrücke angebracht.

Die **Mollardgasse**, die Fortsetzung der vorigen, reicht bogenförmig bis zur kleinen Linie.

Die **Dominikanergasse**, benannt von den PP. Dominikanern, welche seit 1606 hierorts einen beträchtlichen Grundbesitz hatten.

Die **Kirchengasse**, welche sich auf die Häuser um den Kirchenplatz in der Ausdehnung bis zur erwähnten Kettenbrücke erstreckte. *)

Das Siegel der Gemeinde Gumpendorf sind drei Lilien im blauen Felde.

Für die Amtsgeschäfte in Gemeinde-Angelegenheiten besteht das **Gemeindehaus**. Dieses Amtshaus entstand im Jahre 1723, wie in einer alten Rechnung zu lesen ist: „den 3. Mai 1723 ist mit gnädigen Consens Ihrer Hochgräflich: Gnaden Herrn Ernst Grafen von Mollard (titul.) das schlosserische Haus mit Wißen der ganzen gemein zu einem Gemeinshaus angekauft worden, Umb eine Summa Nemlich Neun Hundert Gulden, sage 900 fl. 10“. In diesem früheren Gemeindegebäude befanden sich nebst der Gerichtskanzlei zugleich Urreste, Wächterwohnungen, ein Weinschank nebst Zinswohnungen, und auch das Grundspital. Im Jahre 1827 wurde dieses Gemeindehaus in hübschen Formen umgebaut und dabei mit einem Saale für die Gemeinde-Versammlungen versehen, während später in den rückwärtigen Räumlichkeiten die Kinderbewahranstalt sowie die Feuerlösch-Requisiten untergebracht wurden. Vor vier Jahren aber (1853) wurde dieses Gemeindehaus durch Aufbau eines zweiten Stockwerkes zur Umbringung der Realschule auf Kosten der Wiener Commune vergrößert.

In den für das erwähnte Grundspital bestimmten Localitäten befinden sich seit 1773 fortwährend sieben alte Weiber, welche als Pfriündnerinnen nach gemachtem Vorschlag des Pfarrers und des Gemeinde-Vorstandes vom Magistrate zur Aufnahme bestätiget werden.

*) Ein großer Theil dieser Gassenbezeichnungen verschwand jedoch im Laufe einiger Decennien. So machte die Schloßgasse der nach dem Grafen Meraviglia benannten Gasse Platz. Die Gärtnergasse ist zur Eisvogelgasse geworden, die Feldgasse wurde zur Kurz- und Grasgasse, anstatt der Halbgasse erhielten wir eine Matrosengasse, die Zwerggasse führt heute in ihrer ganzen Ausdehnung den Namen Liniengasse, die Schmiedgasse wurde zur Webgasse, aus der Bräuhausgasse wurde eine Brauergasse, die Steingasse heißt auch in ihrer Fortsetzung jetzt Stumpergasse, die Karls- und Schnellgasse verschwanden, die Wehrstraße heißt heute Ufergasse, die beiden Innengassen wurden zur Mollardgasse einbezogen. Auch die Rosen-, Neu- und Berggasse, welche erstere der Rosen- und Neulücke ihre Namen verdankten, verschwanden und machten anderen Bezeichnungen Platz. Die nach einem Wirthshauschilder benannte Sandwirthgasse ist neueren Datums, die Brückengasse verdankt einer Brücke ihren Namen.

Dieser Versorgungs-Anstalt wurde eine wohlthätige Stiftung zu Theil durch das Vermächtniß der am 12. September 1812 hierorts ledig verstorbenen Fragnerstochter Magdalena Reiter, welche mittelst Testamentes die Anstalt zur Universalerin ihrer Verlassenschaft per 15.229 fl. in fondsobligationen mit der Bestimmung einsetzte, daß dieses Capital immer unangetastet bleibe und nur die abfallenden Interessen jenen armen Weibern zur Verbesserung ihres Lebensunterhaltes ausgeheilt werden; es sollte jedoch keine Vermehrung der Armen stattfinden und die Anstalt selbst dann erst zum Fruchtgenusse kommen, wenn der Bruder der Stifterin, Joseph Reiter, nebst deren Verwandten Elisabeth Moser und Anna Hinterstöfer, welche die Interessen des Nachlasses lebenslänglich beziehen sollten, verstorben seien. Als hierüber ein Stiftsbrief ddo 31. August 1815 gesetzmäßig errichtet und endlich sämmtliche drei benannten „Fruchtnießer“ mit Tod abgegangen waren, trat die Stiftung mit 1. November 1840 in Wirksamkeit für das Armenhaus.

32. Wohlthätigkeits-Anstalten.



Das Kloster der barmherzigen Schwestern.

Carl Graf Coudenhove war es, welcher der Welt entsagend in den Orden der PP. Redemptoristen trat, und hierauf Domherr bei St. Stephan und infulirter Probst von Alt-Bunzlau geworden, als solcher im September 1831 nach Gams in Tirol sich wendete, um aus dem dortigen Kloster barmherzige Schwestern für Wien zu erhalten. Auf diese Einladung kam am 2. März 1832 die dortige Oberin Josephine Nikolina Eins in Begleitung dreier anderer Schwestern und zweier Candidatinnen hieher, wo bereits sechs hiesige Candidatinnen ihres Berufes harrten.

Erzherzog Maximilian d'Este, kaufte nun für die barmherzigen Schwestern um 23.600 fl. C. M. in Gumpendorf das jetzige Klosterhaus (bisheriges Eigenthum des med. Dr. Börgen), worin allsogleich ein Spital für 14 Männer und 14 Weiber (ohne Confessions-Unterschied) hergerichtet, und am 27. Juni 1832 für Cholerafranke eröffnet wurde, deren 206 bis Ende September desselben Jahres Verpflegung genossen, worauf am 3. November auch andere Kranke aufgenommen wurden.

Im Jahre 1834 wurde das Klosterhaus durch einen Zubau auf Kosten des Erzherzogs Maximilian d'Este vergrößert und zur Abhaltung des Gottesdienstes und der Kloster-feierlichkeiten eine schöne Capelle hergerichtet, welche am darauffolgenden 5. November vom Weibischofe J. M. Leonhard eingeweiht wurde. 1838 ließ Erzherzog Maximilian d'Este den Neubau des jetzigen Klosterospitales um 31.939 fl. C. M. aufführen, dessen Benützung im Juli 1839 begann. Später wurde von Ihrer Majestät der Kaiserin-Mutter eine zierliche Glashalle als Verbindung des Klostergebäudes mit dem Spitale hergestellt.

Vereine.

a) Eine große Wohlthat wurde den Gumpendorfern durch die Errichtung einer Kinderbewahr- und Säuglingsanstalt zu Theil, welche auf Betrieb des Gemeindevorstandes Karl Garber hierorts zu Stande kam. Zu diesem Zwecke wurde mit Bewilligung des Gemeinderathes (ddo. 28. Jänner 1850) im rückwärtigen Raume des Gemeindehauses ein Gebäude mit einem Stockwerke vom hiesigen Baumeister Lausch am 8. Juli 1850 aufzuführen begonnen und nach vier Monaten vollendet. Die Kosten dafür betragen bei 8400 fl. C. M.

In dieser Bewahranstalt werden ärmere Kinder, welche noch keine Schule besuchen, aufgenommen und in den ebenerdigen Localitäten, mit Absonderung der Geschlechter, unter sorgsamer Aufsicht der barmherzigen Schwestern aus dem hiesigen Kloster den größten Theil des Tages behalten. Im ersten Stocke desselben Gebäudes befindet sich die Säuglingsanstalt (crèche), wozu einige Annnen unter gehöriger Aufsicht angestellt sind.

b) Von gleicher Heilsamkeit ist der wohlthätige Frauen-Verein, welcher seit 1850 im ersten Stocke des eben genannten Gemeindeflocales mittellose, der Normalschule entwachsene Mädchen mit Erlernung weiblicher Arbeiten unter der Leitung der barmherzigen Schwestern beschäftigen läßt, während dieselben nebst der Unterweisung in kirchlichen Gesängen auch Religionsunterricht genießen.

c) Nicht minder wohlthätig wirkt die Gesellschaft adeliger Frauen (Damen-Verein), deren 46jähriges Bestehen die Unterstützung mittelloser Wöchnerinnen, sowie die Gewährung von Spitalpflege, Bädern und anderen Hilfeleistungen an franke und dürftige Familienglieder zur Bestimmung hat.

d) Die **Marienstiftung** hat die Bestimmung, dienstlosen Mädchen einen zeitweiligen Unterstand zu verleihen und sie dabei zu tauglichen Hausmägden auszubilden.

Als Stifter dieser heilsamen Anstalt traten Herr Georg Schulz (Zuhaber einer Zeichnungsrequisiten-Handlung, Josefstadt Nr. 101) und dessen Gattin Anna auf, welche am Schottenfelde eine Localität mietheten und die Anstalt am 1. December 1852 daselbst eröffneten, jedoch im darauffolgenden Jahre vom Fabrikanten Kasperkowitzsch in Gumpendorf (ob. Sfornergasse) ein Haus um 12.000 fl. erkaufen, dasselbe zweckmäßig ausstatteten und das Institut am 15. Mai 1853 hierher transferirten. In diesem Hause wurden erwachsene Mädchen gegen Nachweis ihrer Heimatgemeinde und ihrer Ehrenhaftigkeit aufgenommen und in allen häuslichen Dienstesverrichtungen, wie auch in den Schulgegenständen unterrichtet. Die aufgenommenen Mädchen genießen auch daselbst einen sonntägigen Religionsunterricht. Die unentgeltlich aufgenommenen Mädchen werden drei bis vier Wochen behalten und alsdann nach Anfrage in passende Dienste gegeben, die beliebig Austretenden haben einen Verpflegersersatz zu leisten; für besondere Bezahlung können Zöglinge auch längere Zeit zur erprießlichen Ausbildung verweilen.

Die **protestantische Kirche** wurde auf mehreren um 800 fl. angekauften Bauplätzen nach Plänen des Architekten Ludwig Förster Ende 1848 erbaut und am 6. Jänner des nächsten Jahres eröffnet. Die Gesamtkosten betragen 123.333 fl. C. M., welche durch Sammlungen bestritten wurden.

Das **Schlachthaus**, in der Mollardgasse, rückwärts der protestantischen Kirche gelegen, ist eine Schöpfung des Bürgermeisters und späteren k. k. Polizei-Hofrathes, Ignaz Czapka Ritter v. Winstetten. Im Jahre 1849 war der Bau, der drei Jahre gedauert hatte, vollendet. Die Länge dieses Schlachtgebäudes nimmt 183 Klafter ein und enthält vier parallel laufende Tracte, deren Vorderfronte zu Stallungen bestimmt ist, während in den inneren Tracten die Schlachtbrücken hergerichtet sind. In der Mitte dieser Gebäude ist ein starkes, eisernes Gitter als Eingangsthor angebracht. Im Innern befindet sich ein großer Hofraum mit wasserreichen Bassins. Dieses Schlachthaus, dessen Erbauung bei 700.000 fl. C. M. kostete, wurde nach vollständiger Einrichtung am 8. Mai 1851 zum Gebrauche eröffnet.

Zur Vermeidung so mancher Unannehmlichkeiten, welche das Zutreiben des Schlachtviehes in den Vorstadtgassen verursachte, wurde von der Großcommune bei der Hundstürmer-Linie eine Holzbrücke gebaut, welche ausschließlich nur dem Passiren des für das anliegende Gumpendorfer Schlachthaus bestimmten Viehes, welches früher durch den Wienfluß getrieben wurde, geöffnet ist.

In einem neben diesem Schlachtgebäude gelegenen Hause in der großen Schloßgasse wurde mit Beginn des Jahres 1854 von K. Eipel-tauer die erste Ausschrottung von Pferdefleisch unternommen.

Die **Kochanstalt** wurde 1848 durch den Wiener Hilfsverein mit bedeutenden Geldkräften neben dem hiesigen Schlachthause vom Professor Förster errichtet und daselbst die sogenannte „Rumforder-Suppe“ für die Armen gekocht. Im Jahre 1855 aber erhöhte der Verein den Werth dieser Kochanstalt dadurch, daß selbe nach Art der seit längerer Zeit in Grenoble und in mehreren Städten Deutschlands bestehenden Communal-Speiseanstalten zur Bereitung einer vollen Mittagsspeisung hergerichtet und als solche am 2. Jänner 1856 eröffnet wurde.

Die hiesige **Kaserne**, deren Hauptfront vor dem letzten Türkenkriege (1683) ein Frauenkloster bildete, an der Hauptstraße gelegen, war zu Beginn des Jahres 1688 Eigenthum des Grafen von Königsegg (eine Gasse des sechsten Bezirkes führt nach ihm den Namen), welcher daselbst eine Capelle erbaute und eine bedeutende Stiftung zum Vortheile der Pfarrkirche errichtete. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurde dieses Gebäude in eine Kaserne verwandelt. Diese sogenannte „Schmalzhofkaserne“ spielte 1848 auch eine Rolle.

Das in dieser Kaserne gelegene, aus den Divisionen Heß, Hrabovsky und Großherzog von Baden bestehende deutsche Grenadierregiment erhielt Ordre, am 6. October zur Verstärkung der kroatischen Armee nach Ungarn abzugehen. Dieses Bataillon aus Nieder- und Oberösterreichern bestehend, garnisonirte bereits 14 Jahre in Wien, stand mit dem Kleinbürgertum und dem Proletariate der Vorstadt in freundschaftlichst, mit deren schöneren Hälften in zartesten Beziehungen; sie waren die Drillmeister der Legion und hatten von diesen wieder sich in den Lehren der Demokratie unterweisen lassen.

Der Umstand, daß das Ministerium ohne Zustimmung des Reichstages dieses Bataillon an Jellacic abgab, brachte die Bevölkerung auf. Schon als die Kunde von dem Befehle zum Abmarsche der Grenadiere unter dem Volke bekannt wurde, lief dieses zusammen, bewirthete die militärischen Freunde in der Bierhalle und anderen Schänken, worauf diese erklärten, daß sie es durchsetzen werden, in Wien zu bleiben, wenn eine einzige Compagnie der Gardisten zu ihren Gunsten demonstrieren würde. Dieses jedenfalls durch die Weinlaune hervorgebrachte Gesändniß wurde von den demokratischen Vorstädtern freudigst begrüßt und mit Küffen, Umarmungen und ferneren Weinspenden belohnt.

In Gumpendorf wollte man den Abmarsch der Grenadiere um jeden Preis verhindern. Eine Deputation Gardisten begab sich zum Bezirkschef Philipp Braun, dem vormaligen Hauptmann bei den Hrabovsky-Grenadiere, und forderte, daß er an ihrer Spitze sich zum Kriegsminister begeben und um Rücknahme des Marschbefehls petitionire. Braun, das Annütze eines solchen Schrittes einsehend, gab endlich ihrer Forderung insoferne nach, als er eine Bittschrift verfaßte, für welche sodann die Gardien Unterschriften sammelten.



Die Gumpendorferkaserne.

Garden und Legionäre eilten zur „Schmalzhofkaserne“ und haranguirten das Militär, demokratische Aufrufe wurden vorgelesen, aufreizende Reden an die Soldaten gehalten und ihnen die Versicherung gemacht, daß im Falle das Kriegsministerium ihre Petition nicht zustimmend erledige, die Gardien von der Wieden und dem Hundsturm sich verabredet hätten, ihrem Abzuge mit offener Gewalt entgegenzutreten. Gläsergeklirre begleitete diese Zusagen, denn Wein und Bier waren im Ueberflusse vorhanden.

Der nächste Morgen war erschienen. Am 4 Uhr Früh erhielt das Grenadierbataillon Richter den Befehl, sich zum Abmarsche zu rüsten. Es verweigerte den Gehorsam und ließ den Generalmarsch schlagen, um das Volk zum Beistande herbeizurufen. Da kam auch schon die Garde von Gumpendorf daher, auch die

von Mariahilf, Schottenfeld, Neubau, Gaudenzdorf zögerten nicht. Vergebens bot Braun alles auf, um den Gardisten und dem Volke begreiflich zu machen, daß die Grenadiere, nachdem die Marschordre seitens des Kriegsministeriums nicht widerrufen worden, abmarschiren müssen. Um 1/26 Uhr erschienen zwei Cavalleriedivisionen und stellten sich vor der Kaserne auf. Die Garden fühlten sich hier dem Gegner nicht gewachsen und verließen den Platz, um sich nach dem Nordbahnhofe zu begeben. Das Proletariat schloß sich ihnen an. Sie besetzten den Bahnhof, zerstörten streckenweise die Bahnbrücke, rissen die Schienen auf und schnitten die Telegraphendrähte ab.

Als die Grenadiere, von der Cavallerie escortirt, vor dem Bahnhofe anlangten, fanden sie das Thor gesperrt, das Volk weigerte sich, zu öffnen. Umsonst verweist der Commandant auf seine Vorschrift. Das Volk beharrt auf seiner Weigerung und entgegnet, daß er den Erfolg der sowohl an den Kaiser nach Schönbrunn, als auch an Latour abgegangenen Deputation abwarten solle. Diese Forderung konnte der Commandant nicht erfüllen. Um Blutvergießen zu vermeiden, dirigitte er die Truppe durch die zur Taborlinie führende Allee, um sie in Floridsdorf mittelst Bahn weiter zu befördern.

Kaum hatte sich die Nachricht von den Vorgängen beim Nordbahnhofe in der Aula verbreitet, als die Studenten ihren Commandanten Uigner aufforderten, sie auf den Nordbahnhof zu führen, was dieser widerstrebend endlich that.

Die Eisenbahn, sowie auch die Taborbrücke waren mittlerweile von Arbeitern und Garden stark verbarrikadirt worden. Die Division Hef setzte dennoch den Weitermarsch fort; sie überstieg die ohne Vertheidigung gelassenen Barricaden und zog, von einer zahlreichen Volksmenge begleitet, nach der großen Donaubrücke, doch die beiden anderen Divisionen verweigerten den Weitermarsch, lösten die Reihen, schnallten die Tornister ab und sprachen den dargebotenen Speisen und Getränken wacker zu. Die Hef-Grenadiere fanden auch die Donaubrücke stellenweise abgetragen, nun kehrten auch sie zurück und fraternisirten mit den Uebrigen. Major Richter sandte eine Estafette an den Kriegsminister und ersuchte um weitere Befehle. Alle gaben sich der Hoffnung hin, daß die Grenadiere in Wien bleiben werden, nur die Legionäre standen schußbereit am Eisenbahndamm.

Die Estafette des Majors Richter hatte zur Folge, daß Generalmajor Hugo von Bredy mit einem Bataillon des galizischen Infanterieregimentes Nassau, einigen Escadronen Mengen-Cürassieren und Urbna-Chevauglegers, sowie einer Abtheilung Pioniere, behufs Herstellung der Brücken und drei Kanonen am Tabor erschien, um die Ruhe wieder herzustellen (!).

Um 11 Uhr waren diese Truppen am Platze und wurden von der verbrüdernten Menge mit einem Wuthgehensle empfangen. Aber noch immer hoffte man auf die an den Kaiser abgesandte Deputation. General Bredy ließ nichts unversucht, um die Grenadiere zum Gehorsam zurückzubringen. „Wir gehen nicht!“ gaben viele mit weinseliger Stimme zur Antwort. Bredy ritt unschlüssig mit seinem Adjutanten auf und ab, noch immer zögerte er, den Befehl zum Angriff zu geben. Der Militarismus und die Humanität kämpften in seiner Brust.

Der k. k. Hofsecretär und österreichische Abgeordnete Max Grizner stürzte mit einem Arbeiterhaufen auf eine eben anfahrende Kanone, die Artillerie wurde auseinandergesprengt, die Pferde angespannt und die Kanone erbeutet.

Bredy commandirte „Feuer!“ — die Salve krachte. Verwundete und Tödtliche bedeckten den Boden. Noch war diese Salve nicht verhallt, als eine zweite Salve

vom Damme her ertönte — es war die Legion, die die Gewehre abfeuerte. Bredy sank todt zu Boden, Oberstlieutenant Klein verwundet vom Pferde. Ein erbitterter Kampf entspann sich, die deutschen Grenadiere machten mit dem Volke gemeinsame Sache. Fast eine Stunde dauerte der Kampf. Der ganze Raum zwischen den beiden Brücken war mit Todten und Schwerverwundeten besetzt. Die Truppen zu schwach zu führerlos, mußten endlich die Geschütze im Stiche lassen und durch die Augartenstraße den Rückzug antreten.

Um 1/21 Uhr zogen die Sieger vom Tabor triumphirend durch die Stadt, voran die Legionäre und Garden von Gumpendorf, in deren Reihen die Grenadiere eingetheilt waren. Zwei Kanonen wurden von Fiakerpferden gezogen, während man die dritte in die Donau geworfen hatte. Auf einem Gewehre wurde der Hut und der Degen Bredy's getragen. Die Todten und Verwundeten wurden ins Spital der Barmherzigen gebracht. Am Kameliterplatze fand noch ein Scharmüßel mit versprengten Cürassieren statt. Bald rasselten die Trommeln, die Arbeiter, mit Spießen und Stangen bewaffnet, eilten herbei.

Die erbeuteten Kanonen mit brennenden Lunten wurden vor der Aula aufgezplant.

33. Das Rupprechts-Haus.



Die zu Rom im zwölften Jahrhundert gegründeten Heiligen Geiss-Ritter, besaßen an der Stelle dieses und des danebenstehenden Hauses (Gumpendorf, Hauptstraße) einen Hof nebst Kerker und Gruft, mit der Bestimmung der Hilfeleistung an Kranke und Verlassene. Die tiefen Grundmauern dieser Bauten sind noch heute zu sehen. Als diese Besitzung durch die türkische Belagerung 1529 verwüstet war, wurde sie von der herrschaftlichen Familie Spinola als Eigenthum wieder aufgebaut, jedoch durch die Türken im Jahre 1683 abermals sammt der schönen, dem heiligen Johann geweihten Capelle zerstört, letztere indeß neuerdings hergerichtet und erst vor ungefähr 50 Jahren durch Verkaufsverhältnisse abgebrochen. Während der späteren Zeit ging dieses Besitzthum an verschiedene Eigenthümer und endlich im Jahre 1811 an Herrn Rupprecht, Doctor der Philosophie und k. k. Büchercensor über, welcher das Wohnhaus nebst den angrenzenden Bauplätzen käuflich an sich brachte und sich durch seine ausgezeichnete Horticulturn einen hochberühmten Namen verschaffte. Herr Rupprecht pflanzte mit Sachkenntniß und kostspieligem Eifer die schönsten und seltensten Gewächse und Blumen aller Art und ward in seinen Ausstellungen als preisgekrönter Gärtner mehreremal von Kaiser Ferdinand nebst anderen Personen des Hofes sowie von vielen Herrschaften besucht und für seine Gartenschöpfungen ehrenvoll gepriesen. Im Juli 1850 wurde jenes Haus sammt Garten als Rupprecht'sche Verlassenschaft dem Herrn Wiesenburg licitando hintangegeben. Seit zwei Jahren ist darin ein Gasthaus („zum Hirschen“) mit theilweiser Herrichtung des Gartens, für Gäste untergebracht.

Das Kaunitz'sche Besitzthum umfaßt die beiden Gartenterrains zwischen der Mariahilfer- und der Gumpendorfer Hauptstraße und wird nach dem thatenreichen Staatskanzler Fürst Kaunitz benannt, welcher im vorigen Jahrhundert diese Gebietstheile unter dem Namen des „Ober- und Untersizes“ geschmackvoll herrichtete. (1760). Späterhin wurde diese Besitzung vom Fürsten Nikolaus Eszterházy angekauft.

Der rechte, mit einer Mauer umgebene, keilsförmige Theil, zur Pfarre und Gemeinde Mariahilf gehörig, enthielt ein prächtiges Palais mit einer Bildergallerie nebst einem zierlichen Alleegarten.

Der links liegende Theil war in früherer Zeit eine hügelige, abschüssige Gestätte, welche die triviale Benennung „Lauwiese“ hatte, mit einer kleinen Ziegelbrennerei, woraus dann ein Obstgarten geschaffen wurde. Im Jahre 1843 wurde dieses große Terrain vom Fürsten Eszterházy um den Preis von 40.000 fl. C. M. an Herrn Karl Leistler, Möbeltischler, verkauft, welcher an der Spitze jener Gartenfläche ein hübsches Gebäude zur Ausübung seines großartigen Geschäftes auführen ließ, wobei ein mit Holzziegeln erbautes Gewölbe einstürzte und mehrere Arbeiter erschlug. Später kamen mehrere Flügelbauten hinzu, in welchen sodann nebst dem k. k. Polizeicommissariate eine Abtheilung der Polizei-Wachmannschaft sich befand.



Eszterházy-Palais.

Als im Jahre 1852 der Kölner Dompicar A. Kolping hierorts den katholischen Gesellenverein der Wiener Handwerker ins Leben gerufen, wurde in diesem Gebäude eine geräumige Localität, bestehend aus einem Saal und sechs Lehrzimmern, zu den Zusammenkünften gemiethet und bis jetzt benützt. Die Eröffnung dieses Vereines, der die Unterweisung in religiösen und anderen gemeinnützigen Kenntnissen zum Zwecke hat, begann im Mai 1852 mit 39 Gesellen, deren Anzahl heute nach Tausenden zählt. Dieser Gesellenverein, mit einem Zweige in der Leopoldstadt, während im gesammten Kaiserstaate dergleichen 34 bestehen, hält alle Sonn- und Feiertage und auch an wöchentlichen Feierabend-Stunden seine Zusammenkünfte ab.

Die Erhaltung des Vereines wird durch Personalbeiträge und Sammlungen sowie durch Spenden bewerkstelligt.

Das neue Gesellenhaus befindet sich heute in der Nähe des sogenannten Kaunizberges, in der Gumpendorferstraße.

Heute sind im Eszterházy-Palais das Realgymnasium und die Markthalle untergebracht.

34. Magdalenengrund.



Der Name dieser ehemaligen Vorstadt rührt daher, weil diese Gründe zu dem Beneficium der auf dem Stefansfriedhofe befindlichen Magdalenenkirche*) gehörten, welche in dieser Vorstadt sowohl die grundherrlichen Rechte ausübte, als auch die Steuern bezog und den von der Gemeinde gewählten Grundrichter bestätigte. Bis in die Hälfte des achtzehnten Jahrhundert bestand diese Gegend aus Weingärten und zerstreut liegenden Hütten und hieß „im Saugraben an der Wien“.

Der ältere Name derselben war „Ragenstadel“. Für die Entstehung dieses Namens cursiren mehrere Versionen. Die einen leiten denselben daher, weil sich daselbst in den in die Wien mündenden Canälen viele Ratten aufhielten, andere wollen den Namen von einer Ansiedlung der Raizen (volksmündlich Racen) herleiten, während wieder andere den Namen durch die an einen Berg gebauten, kleinen, schmalen Häuser entstanden wissen wollen. Dieser Spottnamen soll von Josef II. herrühren. Das Siegel dieser Gemeinde, welche weder Kirche, noch Capelle besaß, zeigt das Bild der heiligen Magdalena. Der Name Magdalenengrund kommt urkundlich 1756 vor.

Diese Vorstadt ist an der Wien gegen Mariahilf zu an einer ziemlich steilen Anhöhe gelegen und ist gleichsam eine Fortsetzung des Grundes „an der Wien“; von Gumpendorf und Mariahilf war dieser Grund jedoch durch Gassen geschieden. Die Häuser liegen an der Anhöhe, sind unregelmäßig gebaut, größtentheils Mansarden. Im Jahre 1733 zählte diese Gemeinde 20 Häuser mit 1112 Einwohnern; im Jahre 1832 hatten sich diese auf 1240 vermehrt.

Die Grundherrschaft übte der Magistrat aus, in polizeilicher Beziehung unterstand Magdalenengrund der Direction von Mariahilf, wo die kleine Gemeinde auch eingepfarrt war. An den ehemaligen Magdalenengrund erinnert die heutige Magdalenenstraße.

*) Die Magdalenenkirche wurde 1338 von der Bruderschaft der Notare und Beamten — der sogenannten Schreiberzede — erbaut. Urkunden erwähnen „der Bruderschaft Gemein der Schreiberzede auf dem neuen Chärner in Sand Magdalena Chapellen, gelegen auf Sand Stefansfreythof“. Am 12. September 1781 brannte diese Magdalenenkirche nächst dem Stefansdome, ab, ohne je wieder aufgebaut zu werden. Das im Jahre 1607 ausgebrochene Feuer ergriff auch das Collegiathaus der Jesuiten und zerstörte dieses Gebäude bis auf den Grund, wobei sämtliche Schriften zu Grunde gingen.

35. Die Windmühle.

Diese Vorstadt bildete einen Theil der alten Brunn-, Kater- und Kothlucken, die sich jedoch weiter gegen die Stadt zu erstreckten. Der Name stammt von den auf der Höhe gegen Gumpendorf und dem Magdalenengrunde (dem heutigen Kaunitzberge) befindlichen Windmühlen, welche sich hier fanden. 1526 kam dieser Grund durch Pacht in den Besitz des Johann Frankhelin behufs Erbauung von Windmühlen. Der neue Besitzer aber erbaute statt der Mühlen — Häuser, weshalb ihm das Gebiet wieder weggenommen und an Private vergeben wurde. Der größte Theil der Windmühle besteht aus der von der Laimgrube Hauptstraße und dem Anfange der von Mariahilf links einmündenden Windmühlgasse, die bis zur Kothgasse reicht. Ein kleiner, von diesem vollständig abgesonderter Theil reicht von der oberen Mariahilferstraße durch die untere Stein- und Schmiedgasse in Gumpendorf hinein.

Eine erhebende Feier fand am 1. Juni 1840 zur Gedächtnißfeier des Tonkünstlers Josef Haydn statt. Haydn, dessen Werke unsterblichen Werth haben, war bekanntlich von armen Eltern zu Rohrau am 31. März 1732 geboren, wie dessen im hiesigen Pfarrarchive aufbewahrter Taufschein auch erweist. Durch günstige Fügung wurde der achtjährige Haydn Sängerknabe bei St. Stephan, worauf er im nämlichen Hause mit dem berühmten Metastasio wohnte und durch Unterricht in der Musik sich karglich fortbrachte. Im 18. Lebensjahre producirte er sein erstes Quartett, welches allgemeinen Beifall fand. Hierauf bekam er die Stelle eines Chorregenten an der Karmeliterkirche in der Leopoldstadt. Nach kurzer Zeit nahm ihn fürst Eszterházy in seine Hauscapelle auf, während welcher Zeit der eifrige Haydn seine so schönen Symphonien schrieb. Auf Ansuchen des Bischofs von Cadix componirte der Virtuose die „sieben Worte Christi am Kreuze“. Bald nachher unternahm er zweimal eine Reise nach England, allwo er eine würdige Aufnahme fand, worauf er nach seiner im Jahre 1794 erfolgten Rückkehr in Gumpendorf-Windmühle sich ein Haus erbaute. Hier schrieb er in seinem hohen Alter als Meisterwerke die beiden Oratorien: „Schöpfung“ und „Jahreszeiten“, und zwar dieses als sein letztes Werk. Er starb im genannten Hause am 31. Mai 1809 und wurde feierlich bestattet.

Am 1. Juni wurde zur Verherrlichung Haydn's in der hiesigen Pfarrkirche unter Paradirung einer Abtheilung der Bürgergrenadiere um 10 Uhr von dem Canonicus und Regierungsrathe Purkharthofer das Mozart'sche Requiem celebrirt,

dessen Gesangpartien mehrere k. k. Hof-Opernsänger unter der Leitung des Musikvereins-Directors, R. v. Seifried, ausführten. Unmittelbar darauf ging der Zug in das Haus Nr. 84 kl. Steingasse, (neu Haydngasse 9) wo der Hof-Schauspieler Anschütz einen von Eudw. Frankl gedichteten Prolog vortrug, bei dessen letzter Strophe das mit Haydn's Bildniß geschmückte allegorische Erinnerungsblatt an die 25jährige Jubelfeier der Gesellschaft der Musikfreunde im österreichischen Kaiserstaate vom Capellmeister J. Weigl, dessen Taufpathe Haydn gewesen, emporgehoben und von Haydn's „Schöpfung“ der schöne Chor: „Der Herr ist groß in seiner Macht“ abgesungen wurde. Alsdann hielt der Capellmeister Ad. Müller eine Festrede über Haydn's ausgezeichnete Leistungen im Reiche der Musen, worauf der zweite Chor der „Schöpfung“: „Die Himmel erzählen“, abgesungen wurde. Sodann wurde die über dem Hausthore angebrachte Marmorplatte mit der vergoldeten Inschrift „zum Haydn“ enthüllt, welche Benennung dem Hause für immerwährende Zeiten bleibt. Schliesslich wurde die Volkshymne abgesungen und die gedruckten Exemplare des Festprogrammes mit der Abbildung des Haydn-Hauses vertheilt. Noch jetzt ist in diesem Hause im ersten Stocke des rechten Hoftractes das Wohnzimmer des unvergesslichen Künstlers sammt seinem Bildnisse zu sehen, während dessen Büste im Hausgarten, vom Grafen v. Harrach gewidmet, aufgestellt ist.

In der am 30. März 1859 auf Anregung des Pfarrers im Gumpendorfer Gemeindehause abgehaltenen Versammlung der hiesigen Gemeindevorsteher, wobei auch der k. k. Vice-Hofcapellmeister Randhartinger zugegen war, wurde der Beschluß gefaßt, zur bleibenden Verherrlichung des erhabenen Tonkünstlers Haydn dessen Statu von Metall anfertigen und am 31. Mai 1859, als an des Gefeierten 50jährigem Todestage, über dem Springbrunnen des Kirchenplatzes aufstellen zu lassen. Die hiezu erforderlichen Kosten sollen durch den Ertrag von Sammlungen, welche mittlerweile in Wien und vorzugsweise unter den musikalischen Celebritäten vorgenommen wurden, eingebracht werden. Zugleich wurde bestimmt, daß die hierortige kleine Steingasse, in welcher eben des Virtuosen Haus sich befindet, zum Andenken an den großen Componisten, dessen Kunsttöne zur Ehre Gottes unvergänglich erschallen, künftighin den Namen **Haydngasse** führen soll.

Im Jahre 1775 hatte Windmühle 39 Häuser, 1783 — 45, 1787 — 59, 1795 — 83, 1805 bis 1830 — 87, 1835 — 108 und 1849 — 110.

Mehrere Häuser der Windmühle auf der Höhe der Windmühlgasse haben Durchgänge in die Kothgasse.

In der Windmühlgasse 23 „zum grünen Köffel“ wurde am 11. August 1779 der Historien-Maler Karl Ruß geboren, welcher als erster Custos der k. k. Gemäldegallerie im Belvedere am 19. September 1843 starb.

Die obere Windmühle gehörte in Betreff der Jurisdiction zu Gumpendorf, die uniere aber zur Pfarre Laimgrube. Die Grundherrschaft übte der Magistrat aus, in polizeilicher Beziehung intervenirte die Direction zu Mariahilf. Die Einwohner arbeiten theils in Fabriken, theils im Taglohne. Der Grund besaß eine Gemeindegasse für Mädchen und Knaben.

Das im
1849 für
verkauft.
aus

Die Pfarre in St. Josef

36. Die Laimgrube.



iese ehemalige Vorstadt grenzte an den Magdalenengrund und zog sich längs des Ufers der Wien bis in die Nähe des Kärntnerthores hin.

Der Name rührt von dem lehmigen Boden (im Volksmunde Laim — Laim genannt) her. Mit Ausnahme der Kothgasse (die ehemalige Kothlucke) waren sämtliche Gassen dieser Vorstadt ungepflastert.



Die k. k. Infanteriekaserne am Getreidemarkt.



Die Pfarrkirche zu St. Josef.

Auch führte diese Vorstadt lange den Namen „an der Wien“; der früheste Name war „Grund vor Widmerthor“. Der Name Laimgrube kommt urkundlich 1389 vor, in welchem Jahre Jans der Ridner und seine „Ehegesponsin“ Katharina dem Burgpfarrer Peter Mann mit Zustimmung des Grundherrn, des Comthurs des deutschen Ordens zu Wien, sein Haus auf der „Laimgrub vor Widmerthor“ verkaufte. Das bedeutendste Gebäude aus

alter Zeit ist das in unmittelbarer Nähe der heutigen Getreide-marktkaserne durch Herzog Otto den Fröhlichen 1330 erbaute Hospital zu „St. Nerten“, das durch Albrecht II. und seine Gattin reichlich „begabt“ wurde. 1529 wurde dieses Hospiz in einen Schutthausen verwandelt. Im Jahre 1349 entstand die Kapelle zu St. Theobald*) in der Nähe von St. Nerten (Martin) auf der Stelle der heutigen Pfarrkirche und fünf Jahre später das kleine Kloster für zwölf dürftige adelige Witwen, die nach der strengen Regel des heiligen Franziscus lebten. In der Nähe desselben erhielten die Minoriten als Beichtväter dieser Klosterfrauen ein Hospiz. Kaiser Friedrich III. (IV.) ließ 1451 aus der Theobaldskapelle ein Kloster für 200 Mönche — Zöglinge des h. Capistran — erbauen, worauf die Minoriten in ihr Kloster in die Stadt zogen, die Klosterfrauen sich aber auflösten.

Das Kloster zu St. Theobald hieß im Volksmunde „zum goldenen Meßen“, wurde 1529 von „denen Thirggen ruiniert“, 1620 aber wieder hergestellt, um 1661 die unbeschuhten Carmeliter aufzunehmen und 1683 von den Türken abermals zerstört zu werden.

Im Jahre 1804 wurde auf Befehl des Kaisers Franz in dem ehemaligen Klostergebäude eine öffentliche Besserungsanstalt für arbeitscheue Bettler, Müßiggänger u. dgl. Leute, die keinen Verdienst aufzuweisen hatten, errichtet; mit diesem Arbeitshause war auch eine Correctionsanstalt für junge Leute gebildeter Stände beiderlei Geschlechtes verbunden. Später zum Seminar geworden, dient es heute als Polizeigefangenhause.

Zur Zeit der Erbauung der Theobaldskapelle gehörte dieses Gebiet zur Windmühle und führte als unterer Theil desselben den Namen Theobaldsgasse.

In dieser Gegend mündete auch der Ottakringerbach in die Wien. Kaiser Max I. ließ auf diesem Weingartenrunde ein Wohnhaus auf-führen. Im 18. Jahrhundert besaß diese Gegend Graf von Selb, dessen Erben ihren Besitz am 21. Juni 1775 mit allen Rechten an den Magistrat verkauften.

Den größten Theil dieser Vorstadt hatte der Magistrat zur Verwaltung, mehrere Häuser gehörten dem Domcapitel, einige derselben waren Freigründe.

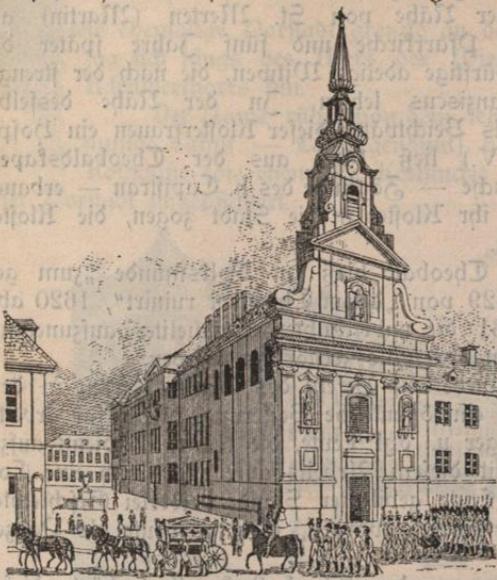
In der Kothgasse befand sich ein Albertinischer Brunn. Die Häuser besaßen ziemlich gutes Trinkwasser. — Der Grund wurde nachts durch Laternen beleuchtet. Ueber den Wienfluß führen drei Brücken.

Die Vorstadt Laimgrube umfaßte jenen Theil, der sich von der Wien zum Getreidemarkte hinzog und den ehemaligen Jesuitenhof

*) Daher hieß die Umgebung dieses Klosters auch der Theobaldsgrund. Der Pfarrhof stand an der Stelle des später erbauten „Getreidekastens“ der Stadt Wien. In diesem Kloster wurde am 25. Juni 1462 eine große Versammlung zwischen den Anhängern des Kaisers Friedrich III. und jenen des Herzogs Albrecht VI. behufs einer Ausöhnung der streitenden Parteien angebahnt, welche jedoch ebenso erfolglos blieb, als jene, die tags vorher bei den Augustinern stattfand. Die heutige Laimgrubengasse erinnert noch an die ehemalige Vorstadt.

umgab; sodann zog sich diese einstige Vorstadt über die Mariahilferstraße und bestand auch aus einem Theile des ehemaligen Spittelberg.

An der Wien beim „Kegel“ befand sich die Smittner'sche Kapelle, in welcher an Sonn- und feiertagen Messe gelesen wurde.



k. k. Ingenieur-Akademie.

Die Ingenieur-Akademie wurde nach dem Entwurfe des Hofkammerkanzlisten Georg Franz v. Griener 1769 auf Kosten der Herzogin Theresia Anna felicitas von Savoyen erbaut. Der Zweck dieser Anstalt war die Heranbildung tüchtiger Ingenieur-Officiere. In derselben gab es 30 Staats- und 49 Privat-Stiftsplätze. Die Zahl der Zöglinge belief sich stets auf 300.

Zu dieser Akademie gehörte die Kirche an der Ecke der Mariahilferstraße zum heiligen Kreuz benannt; dieselbe wurde 1749 im gegenwärtigen Style erneuert.

Das Glacis vor dem Kärntner- und Burgthor.

An der Stelle der heutigen Ringstraße mit ihren Prachtbauten erhoben sich vor der ersten Türkenbelagerung die Neu-, Refel-, Schebenzer- oder Schabnitzerlaken vom Kärntner- gegen das Stubenthor, die Kumpf-, Koth-, Kater- und Brunnlaken gegen das Burgthor zu.

Die Brücke über die Wien, die soeben bei tiefem Wasserstande durch eine Equipage durchfahren wird, stand an der Stelle der heutigen Elisabethbrücke.

Am rechten Wiensfer sehen wir croatische und ungarische Bauern bei ihrem Zeltlager ihr Geflügel feilbieten. Auf der andern Seite der Brücke stand der Heumarkt, rechts vom Kärntnerthore zog sich der Candelmarkt hin. Das Glacis war der Cummelplatz von Wägen und Reitern; in der rechten Ecke weidet ein Hirte seine Herde und richtet seinen Blick auf die beiden Duellanten im Hintergrunde.

Von den Thürmen der Stadt sehen wir den Augustiner-, den Michaeler- und Schottenthurm, die Kuppel der Peterskirche, das Thürmchen der Georgscapelle im Tratnerhof, die Stefanskirche, den Thurm von St. Anna, der Franziskanerkirche, die zwei Thürme der Jesuitenkirche bei der ehemaligen Universität und die Thürme

der Jacober- und Dominikanerkirche. Von dem Thurme der Franziskaner befindet sich an der Ecke der Wasserkunstbastei der Wasserkunstthurm, nach der Wasserhebmachine, von der bereits die Rede war, benannt.

Auf der Stadtseite erblicken wir ferner das Kärntnerthor, welches früher mit einem starken Thurm geziert war. Derselbe diente theils zur Vertheidigung, theils als Gefängniß für schwere Verbrecher. Der Kärntnerthurm kommt schon 1295 als Stadtgefängniß vor, indem Herzog Albrecht I. dem Stadtrath das Recht gab, widerspänstige Bürger in den Thurm „zu chärnär puritor“ zu unterst einzusperrern. Herzog Albrecht V. aber befahl 1438 die Verbrecher im Kärntnerthurm menschlich zu behandeln und ihnen bessere Nahrung zu geben. Hier befanden sich auch Tristam, Holzer und die mit ihm verhafteten Rathsherrn internirt. In der ersten Türkenbelagerung bildete dieser Thurm ein wichtiges Bollwerk, 1671 wurde er abgetragen. 1802 wurde das zweite Kärntnerthor eröffnet und führte den Namen „Franzensthor“, im Volksmunde aber hieß es stets „das neue Kärntnerthor“. Der vor dem Kärntnerthore gelegene Kavelin wurde 1817 geschleift.



Das Glacis gegen die Laimgrube 1780.

Die Hütten an der Brücke waren theils Magazine, theils Wohnungen der Wächter behufs Aufsicht über den Naschmarkt. Die Mitte des Bildes nimmt das Starhemberg'sche Freihaus ein. Im Hintergrunde ragt die Paulanerkirche hervor. Links erheben sich die Häuser des Sprengels Margarethen mit der Kirche im „Sonnenhof“. Rechts in der Ecke erhebt sich der Thurm der Kirche zum heil. Negd.

Am Wienufer zieht sich die Laimgrube hin, früher als besondere Vorstadt „an der Wien“ genannt. Der über die Wien führende Steg in der Nähe des Theaters führt zu dem von 1795 bis 1805 sehr besuchten „Weichselweingarten“ Jokanedl's, der bereits lange verschwunden ist, der Name aber verblieb dem Gasthause im jetzigen Theatergebäude.

Das Glacis vor dem Burgthore zeigt uns Delsenbach ganz in der wüsten ungeebneten Beschaffenheit voll Sandhügel und Lachen, wie es dazumal in der That bestand, fast ohne gebahnte Wege, wo jeder Wagen und Reiter in Kreuz und Quer eine beliebige Richtung einschlug. Die beiden Magyaren, welche mit der bepelzten Zipfelmütze, das Pantherfell lose um die Schultern geworfen, über die Fläche dahin galoppiren, scheinen sich neben dem Reitsteig auch um die Fußgeher wenig zu bekümmern, und in der That bedrohen ihre Rosse schon hart den kleinen Jungen, der hastig die Flucht ergreift. Längs des Weges vom äußeren Burgthore, zu welchem man durch einen doppelten Schlagbaum gelangte, bis gegen die Burggasse in St. Ulrich zeigt sich ein ambulanter Obst- und Gemüsemarkt, dessen letzte Ausläufer man noch heutzutage in einigen Ständchen bei den kaiserlichen Stallungen entdecken kann; im Vordergrunde wird die Staffage noch rechts durch die Jäger, welche heutebeladen heimkehren und vor dem Stadthore ihre Hunde koppeln, links aber durch eine sechsspännige Staatskalesche



Das Glacis gegen das Kärnthnerthor 1719.

belebt, welche gravitatisch mit drei Dienern am Rücktritt, zwei Haducken am Wagenschlag und eben so vielen Läufern vor den Pferden den Glacis sand durchpflügt. Im Hintergrunde hat ein Marktschreier seine mit blutigen Nordgeschichten bemalte Tafel aufgestellt und erklärt dem dichten Kreise von Neugierigen den Inhalt; rechts aber ist Se. Majestät selbst in der spanischen Prachtcarosse eben aus dem Thore gefahren, die Hoftrumpeter eröffnen den Zug, und eine ziemliche Anzahl berittener Cavaliere begleiten den schwerfälligen, aber reichgeschmückten Wagen.

Der Graben, welcher sich ziemlich tief darstellt, ist in der That nichts als ein Rinnsal zur Ableitung des Regenwassers von der höher gelegenen Vorstadt gegen den Stadtgraben.

Die von Buschwerk umgebene Bildsäule des heiligen Johann bestand bis zur Demolirung der Bastei. An der Allee gegen St. Ulrich, jene Säule näher der Stadt, von einem Holzgitter umfassen, war die alte Marktsäule des zur Schottner Grundherrschaft gehörigen Neudegger Territoriums; sie verfiel später, und an ihrer Stelle wurde 1825 eine gußeiserne Pyramide mit der Marienstatue gesetzt. In früherer Zeit (von der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts bis zur ersten Belagerung durch die Türken) bestand auch vor dem Widmerthore (1314) eine gutbebaute Vorstadt, welche wieder in mehrere einzelne Parzellen mit besonderen Namen zerfiel. Diese ganze Gegend vor der Burg war in ältester Zeit landesfürstliches Dominical-Eigenthum, gleich der alten Babenberger Jagdinsel im Unterwerd (Leopoldstadt) und wies hiedurch viele Eigenthümlichkeiten in den auf diesem Grunde gelegenen herzoglichen Lehen auf, welche in Höfen, Stadeln und Gärten bestanden und erst viel später als die übrigen Vorstädte in die Hände der Stadt oder einzelner Privaten als freies Eigen übergingen. Auf diesem



Das Glarix gegen das Burghor 1719.

Grunde befand sich der sonst nirgends geduldete Leichenhof der kaiserlichen Kammerknechte (Juden), bis zu ihrer Vertreibung 1421. Im Archive des aufgehobenen Dorotheerstiftes findet sich ein Brief Herzogs Albrecht V., in welchem er diesem Sifte den „Judenfreydhof“ an der Straße bei seinem Paradeishause schenkt. Der alte Stadtplan vom Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrhunderts zeigt jenseits der Wien, über das Heiligengeistpital hinaus einen eingeschlossenen Raum mit seiner Bezeichnung „Paradeiß“, ein Garten zum Gebrauche des Hofes, der daselbst bis 1529 bestanden haben soll. Der Name Paradis wurde in früherer Zeit schon vielfach für Ziergärten gebraucht, auch Private

nannten so ihre zwischen den Wein- und Kornfeldern der heutigen Vorstädte gelegenen Gartenanlagen.

Vor dem Widmerthore befanden sich auch zwei „gemaine Frauenhäuser“, welche lange Zeit hier bestanden und dem nahen Weingartengrund den Namen „Fraueneck, Frauensleck“ gaben. Die „Gemain Frauen“ bildeten nach Gesetz und alter Gewohnheit einen eigenen Stand unter einer Frauenmeisterin und einem Frauenmeister nach einer genau bestimmten Hausordnung. Auch mußten sie bei festlichen Gelegenheiten gegen Bezahlung seitens des Stadtrathes Blumen streuen, den Ankommenden geschmückt entgegenziehen, wurden bei solchen Gelegenheiten in Bürgershäusern zu Festen und Tänzen entboten, hatten am Johannistage am hohen Markte um die Sommwendfeuer zu tanzen, und sich am Scharlachrennen zu betheiligen.

An der Achsel mußten sie ein gelbes, eine Hand breites und eine Spanne langes Tüchlein tragen.

37. Die Bettlerstiege.

Dieselbe führt seit neuester Zeit den Namen Capistranstiege und verbindet die Mariabilsfer mit der Gumpendorferstraße. An dieser Stelle befand sich 1580 der Maierhof des Königs Klosters (jetzt Nr. 2 der Bettlerstiege). Da durch die Stifterin Elisabeth, der Tochter Kaisers Max II., hier den Armen täglich die Mittagskost gespendet wurde, welche dieselbe auf der Stiege sitzend verzehrten, so erhielt diese Stiege den Namen Bettlerstiege.

Ueberhaupt war das Bettlerwesen im alten Wien förmlich organisiert und gewissermaßen als Innung betrachtet, hatten sie doch einen eigenen Bettelrichter, von dem etwaige, unter ihnen ausgebrochene Streitigkeiten ausgetragen wurden. In den zahlreichen Lufen, oft auf Bäumen waren Holz- oder Blechbüchsen behufs Sammlung für die Bettler angebracht. Der Chronist erzählt uns, daß es zu Ende des 16. Jahrhunderts nicht weniger als 30 Bettlerarten gab.

Während die einen aus Noth und Mangel an Erwerb bettelten, saßen andere mit eckelhaften Geschwüren und verstümmelten Gliedmaßen auf den Friedhöfen oder stellten sich wahnsinnig und ließen sich in Ketten herumsühren, andere peitschten sich mit Ruthen, um ihre Sünden abzubüßen, wieder andere zogen mit Pilgerstab und Muschelhut umher, ein anderer Theil der Junft fingirte Blindheit, Epilepsie u. dgl. um ihre Mitmenschen zu pressen und sich, ohne zu arbeiten, gute Tage zu verschaffen.

Die Herberge dieses Gesindels befand sich an der Bettlerstiege, und besteht heute noch daselbst ein Gasthaus.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts hatte sich diese Sippschaft gar einen König, welcher freilich nach außen nie zur Anerkennung gelangte, erwählt; es war dies Blißaug, welcher sowohl durch seine Stärke als auch durch die Fähigkeit, jedwede Verkleidung anzunehmen, sich von allen übrigen Gliedern dieser sauberen Gilde hervorthat.

In der vorhin genannten Schänke wurden von den Bettlern und ihren Weibern die tollsten Orgien gefeiert, die Gebrechen verschwanden, die Krücken wurden in einen Winkel geworfen, und nun wurde gezecht und getanzt bis in die frühe Morgenstunde. Die undurchdringliche Finsterniß, die in den damaligen schlechten Straßen der Wiener Vorstädte herrschte, die gänzliche Isolirtheit des Wirthshauses, der Mangel ordentlicher Sicherheitsorgane waren einem solchen Beginnen nur zuträglich. Freilich befanden sich in einiger Entfernung auch wieder Schänken, deren Besitzer es jedoch mit den Bettlern hielten.

Die Sage erzählt von dem Hauptasyl der Bettler folgendes:

Am 6. Juni 1451 war der berühmte Prediger Johann Capistran in Wien eingetroffen. In dem Kloster zu St. Theobald auf der Laingrube sollte er seine Wohnung aufschlagen. Tausende von Wienern waren herbeigeströmt, um den Mann zu sehen, dem ein solcher Ruf voranging. Auch die Bettlergilde war erschienen, um den Segen des frommen Mannes zu erlangen.

Während sich die älteren Bettler abends in ihre in der Kothhufen, später Kothgasse — heute der gegen die Ringstraße zu befindliche Theil der Gumpendorferstraße — gelegenen Wohnungen begaben, eilten die anderen unter Anführung ihres „Königs“ in ihre Schänke. Ein Gewitter war mittlerweile heraufgezogen, die Gesellen waren von ausgelassener Munterkeit, da — ein Blitz und die Höhle stand in Flammen. Während die Genossen größtentheils mit dem Schrecken davon kamen, soll Blitzaug das Augenlicht, die Sprache und das Gehör verloren haben. Die Sage erzählt ferner, daß der Gefürchtete sodann auf den „Stefansfreithof“ übersiedelte und nun als ein wirklich Bedürftiger 1460 sein elendes Dasein endete.

* * *

Das Wiener-Theater wurde, wie bereits schon erwähnt, von Schikaneder erbaut und vom Baumeister Jäger aufgeführt. Der Vorder- und Hintertract ist zu Privatwohnungen bestimmt; in letzterem befinden sich auch die Probescene und Garderoben. Das Mittelgebäude in der Theatergasse schließt die Bühne in sich, welche zu den größten der Wiener Schauspielhäuser zählt, so daß auf derselben 500 Personen und 50 Pferde Platz haben.

Von den Nachfolgern Schikaneder's ist besonders Franz Pokorny, der unbedeutende Clarinetist, der von Böhmen nach Ungarn gekommen, und der in Preßburg den damals schmächtigen, langgelockten Franz von Suppé kennen lernte, bemerkenswerth. Nachdem Pokorny verschiedene Provinzbühnen geleitet, wurde er Director des Theaters in der Josefstadt, wohin er auch Suppé berief, wo Letzterer großartige Erfolge, Ersterer aber volle Kassen erzielte, so daß es Pokorny möglich war, 1845 das Schauspielhaus an der Wien im Versteigerungswege um 300.000 fl. zu erstehen. Im August 1845 eröffnete Director Pokorny dieses Schauspielhaus, in welchem Fritz Beckmann*), Dessoir, Hendrichs, Wilhelm Kunst, Charlotte

*) Im Theater an der Wien befand sich seit Jahren ein Bierhaus, das man seinem Gründer zu Ehren „Sukanedi-Kneipe“ nannte, nach welchem auch der an der Stelle der heutigen Schikanederbrücke über die Wien führende Steg

Birch-Pfeiffer und Jenny Lind theils ständig engagirt waren, theils zeitweilig gastirten. Auch die Sänger Standigl, Mertens, Westen, Fr. Treffz (später Gattin des Johann Strauß) u. A. zählten hier zu den gefeierten Lieblingen des Publicums. Im Jahre 1848 aber — dem Jahre der politischen Wirren — mußte der Musentempel oft geschlossen bleiben, das Theater ging zurück Pokorny, welcher stets gehofft hatte, Director der Oper zu werden — hatte doch Erzherzog Franz Carl zu ihm einst gesagt: „Schaun's, Pokorny, daß's was Tüchtig's schaffen, Sie werden vielleicht noch Operndirector“ — Pokorny wurde leidend und starb 1850, seinem Sohne Moïse den Musentempel als Erbe hinterlassend. Nun begann für das Wiener-Theater die Zeit der Volksstücke. Carl Elmar, Anton Langer, Feldmann hielten in dem Theater an der Wien ihren Einzug. Als Darsteller traten Karl Rott, Karl Creumann, Kathi Schiller, Klimetsch und Rudini auf. Dem Volksstücke folgten bald die Bauerndomödien Prüller's, welche nahezu fabelhafte Einnahmen erzielten. Unter Moïse Pokorny wurden auch die Kinderkomödien von Baron Klesheim, später die Volksstücke von Haffner (Therese Krones u. s. w.) aufgeführt. Sodann folgte W. f. Berg (Ebersberg) mit seinen Volksstücken, als deren erstes „Ein Gang durch die Vorzeit“ genannt zu werden verdient. Fast gleichzeitig trat auch Albin Swoboda auf.



Theater an der Wien.

Trotz der großen Einnahmen frankte auch dieses Theater an einem Geldmangel, die Auslagen waren eben zu hoch. Baron Dietrich, der Schwiegervater benannt wurde. Dieses Bierhaus wurde von Fritz Beckmann sehr gerne besucht, welcher sich zum Tonangeber daselbst gemacht hatte. Von seinen lustigen Schwänken auf der Bühne ist folgender bemerkenswerth: Einst hatte er ein Couplet zu singen. Mitten in der ersten Strophe brach er plötzlich ab. „Die Instrumentirung gefällt mir nicht!“ rief er ins Orchester hinab, „benützen Sie nur Streich- und Blasinstrumente, Herr Capellmeister, denn sie sind am volksthümlichsten und am meisten im Gebrauch, Streichinstrumente bei der Censur und Blechinstrumente bei der ganzen Bevölkerung.“ In den fünfziger-Jahren wirkte auf diesem Theater auch der F. F. Anstaltsstatist Josef Lewinsky als Statist.

des Fürsten Sulkowsky sowie auch Kaiser Ferdinand streckten Summen vor, allein der Deficitkrets hatte sich bereits zu tief eingefressen, 1858 wurde der Conkurs über das Schauspielhaus eröffnet, welches 1862 an Friedrich Strampfer überging. Nun kamen die Ausstattungsstücke („Schafhayl“, „Eselshaut“, „Prinzessin Hirschkuh“) an die Reihe, denen die Operette folgte.

Unter dieser Direction trat Josefine Gallmeyer*) in der „Sternenjüngler“ mit mäßigem, in der Bittner'schen Posse „Die leichte Person“ aber mit durchschlagendem Erfolge auf, dann kam Marie Geistinger in Offenbach's „schöne Helena“, wo auch Albin Swoboda einen Sieg errang, der ihn zum Liebling des Publicums machte. Auf den Brettern erhielten sich nun die Offenbachjaden sowie die Berg'schen Stücke, welche letztere die Zahl Hundert weit überschritten und sich durch größeren, sowie auch geringen geistigen Gehalt auszeichneten. Nun kam die Zeit der unsanften Handbewegung der „fischen Pepi“ als neue Form der Contractlösung. Nachdem Strampfer die Direction durch zehn Jahre mit Umsicht und Energie geführt hatte, trat er mit einem bedeutenden Vermögen von der Direction ab. An seine Stelle traten Marie Geistinger und Maximilian Steiner, welche Letzterer nach einigen Jahren die Alleinherrschaft führte.



Josefine Gallmeyer.

Unter ihm gelangten die Bauernkomödien von Ludwig Anzengruber mit durchschlagendem Erfolge zur Aufführung. Auch Johann Strauß wurde unter Steiner's Direction der Bühne gewonnen.

Nach mancherlei wechselvollen Schicksalschlägen kam das Theater in die Hände der jetzigen Direction.

*) Josefina Gallmeyer hatte sich mit — Blasel in Temesvar die ersten Lorbern auf den Brettern, die die Welt bedeuten, erobert, und kam sodann an das Theater an der Wien, wo sie im Localfache ungeheuren Beifall erntete. Ihr Hang zum Excentrischen, ihre aber schon allzuflotte Leichtfertigkeit brachten sie oft in unangenehme Situationen. Sie hatte aber auch ein gutes Herz, gab mit vollen Händen, ließ eine Pfändung nach der andern über sich ergehen, ohne je den „Hamur“ zu verlieren. Von der Wien kam sie an die Leopoldstädter Bühne unter dem Director Treumann. Sie starb vor einigen Jahren in Wien, nicht in den besten Verhältnissen. Von dem Aberglauben der Künstlerin erzählt uns Max Waldstein, „in seinen Erinnerungen an Josefina Gallmeyer“: Matras, welcher mit ihr am Carltheater wirkte, hatte von der Schauspielerin Amalie Kraft einen Ring zum Andenken erhalten. Derselbe war ein kleiner Goldreifen mit einem aus Smaragden gebildeten goldenen Kleeblatt. Eines Abends zeigte Matras diesen der Gallmeyer, welcher ihr so gefiel, daß sie Verlangen nach demselben äußerte. Matras aber behauptete, der Ring bringe ihm Glück, weshalb er sich von ihm nicht trennen wollte; die Gallmeyer schmolkte. Nach der ersten Aufführung der „Prinzessin von Trapezunt“ saßen die beiden wieder beisammen. Die Operette hatte einen durchschlagenden Erfolg gehabt, und plötzlich rief die Gallmeyer: „Weißt was, Pepi,

38. Wien's lustige Theaterzeit.



ie war es doch einst anders in dem alten Wien, als heute! Der Humor, dieses alte Erbstück der Wiener, war im reichlichsten Maße vorhanden, man unterhielt sich mit geringen Kosten, während man sich heute um theures Geld langweilt.

Besonders das Theatervolk war stets voll Schnurren.

Damals aber war das Theater noch Theater, es brauchte keine besondere Reclame, keine feuerfressenden und eisenschluckenden

das Glück darf man nicht zu groß werden lassen, ich hab' heut' nach der Vorstellung der Mariazellerkirche einen silbernen Kelch gelobt — du mußt auch etwas dergleichen thun.“ Aber Matras war dazu nicht geneigt; da entriß ihm die Gallmeyer den Ring und warf ihn zum Balkonfenster hinab. Matras war darüber untröstlich, doch nach einigen Tagen war die Geschichte vergessen. Da überbrachte eines Tages das Stubenmädchen der Gallmeyer den — Ring, welcher überhaupt noch mehrmals eine Rolle spielen sollte. Mit Bewilligung Matras' schenkte die Gallmeyer den Ring ihrem Stubenmädchen, welches sich sodann mit ihrem Feldwebel, der eine Civilanstellung erhalten, vermählt hatte. Einige Jahre später kam dieselbe wieder zur Gallmeyer. Sie war Witwe mit vier Kindern geworden und bot ihr Versatzscheine zum Kaufe an. Die Gallmeyer kaufte dieselben, löste die gepfändeten Gegenstände aus und kam dadurch wieder zu dem Ringe mit dem fünfblättrigen Kleeblatt, dessen Anblick ihr wie ein Gorgonenhaupt erschien. Schnell expedirte sie den verhängnißvollen Talisman zu ihrem ehemaligen Kammermädchen, aber derselbe kam wieder zurück, denn die einstige Jose war gestorben. Die Gallmeyer schleuderte den Ring zur Erde, ging auf Reisen, und Waldstein, dem die Sorge um die Wohnung der Künstlerin oblag, fand den Ring wieder. Als die Gallmeyer das verhängnißvolle Kleinod nach ihrer Rückkehr nach Wien wieder erblickte, stieß sie einen Schrei aus und warf es sammt der Schachtel zum Fenster hinaus. Nun war Ruhe — der Ring war verschwunden. Gallmeyer äußerte sich oft betreffs dieses Ringes: „Er (Matras) hat ihn nicht mit gutem Herzen gegeben, deshalb ist das Unglück über den armen Pepi hereingebrochen.“

Und Josefine Gallmeyer — ?

Marie Geisinger war anfangs Tänzerin. Die Erfolge der Pepita de Oliva, welche auch im Josefsstädter Theater als Tänzerin auftrat und sowohl durch ihr Spiel als auch durch ihre Erscheinung Alles fascinirte, hatten auf Geisinger so kräftig eingewirkt, daß sie zu Ende der fünfziger-Jahre mit dem Dichter Böhm in Deutschland als „falsche Pepita“ herumzog und den „El ole“ mit rauschendem Beifalle tanzte. Später wirkte sie stets mit Beifall im Theater an der Wien, namentlich als „schöne Helena“. Auch Geisinger gastirt gegenwärtig auf auswärtigen Bühnen und soll im nächsten Jahre ihre Tournee abschließen und sich sodann ferne vom classischen Boden auf ihr Landgut zurückziehen.

Indianer, keine hoch oben am Trapez turnenden, und durch die Luft fliegenden Akrobaten, keine singenden Kameele, sowie tanzenden Elefanten, keine gelehrten Hornthiere, keine spanischen Studenten u. s. w., u s. w.

Scholz*), Nestroy, Raimund und die anderen größeren und kleineren Matadore der Bühne, wo seid ihr? Ihr habt euch zu euren Vätern versammelt, aber ihr habt auch den Humor — unser schönstes Erbstück — mit euch in das Grab genommen.



Wenzel Scholz.

*) Wenzel Scholz, eigentlich Wenzel von Plümke entstammte einem preussischen Adels-Geschlechte. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts übersiedelte sein Großvater nach Prag und änderte den Namen Plümke in Scholz um. Wenzels Eltern, Schauspieler von hervorragender Bedeutung, gastirten in Prag, Wien, Brünn, Innsbruck u. s. w. Unter Schikaneder und Zitterbarth 1801 war der Vater Scholz Regisseur dieser Bühne. — Wenzel Scholz erblickte am 28. März 1786 das Licht der Welt und war zum Kaufmannsstande bestimmt, was aber der Neigung unseres Wenzel, der sich durchaus der Bühne widmen wollte, schnurstracks entgegenlief. Scholz' Vater hatte in Wien ein Engagement gefunden, nicht so dessen Mutter, welche in Klagenfurt die Leitung des dortigen Theaters übernahm. Bemerkenswerth ist der Umstand, welcher unsern Wenzel zur Bühne brachte. Bei der Trennung der beiden Gatten war er bei seiner Mutter geblieben. An einem Septemberabende im Jahre 1811 war ein Schauspieler, welcher in einer komischen Rolle auftreten sollte, Schulden halber entwichen. Die Verlegenheit war groß. An einen Ersatz war nicht zu denken, das Publicum hatte sich bereits versammelt. Da trat der junge Wenzel vor und erklärte, die Rolle des Entwichenen zu übernehmen. Schnell wurde das Publicum von dem Zwischenfalle verständigt und dessen Nachsicht für den Debutanten erbeten. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen, und nun war das Schicksal desselben entschieden.

Nachdem Scholz drei Jahre unter der Leitung seiner Mutter auf der Bühne wirkte, erhielt er durch den damaligen Secretär des k. k. Hofburgtheaters, Schreyvogel (dem tüchtigen Dramaturgen), die Einladung nach Wien zu kommen und daselbst zu debutiren. Am 12. März 1815 fand dieses Debut statt und fiel so günstig aus, daß Wenzel mit einem Jahresgehälte von 800 fl. angestellt wurde. Aber in dem Mimen war der Beruf zum Volkskomiker erwacht, er fühlte sich daher in seinem Wirkungskreise auf der Hofbühne bald unbehaglich. Schreyvogel, dem daran gelegen war, ihn zu behalten, bewilligte ihm eine Zulage von 200 fl., aber Scholz war unbeugsam. Er wurde der tägliche Gast der Leopoldstädterbühne, reichte im August 1815 bei der Hoftheater-Direction sein Gesuch um Entlassung ein, welche ihm am 23. September auch gewährt wurde. Wenzel

Es war im Jahre 1848 nach der Niederwerfung der Revolution. „Weißt was, Wenzel“, sagte Nestroy zu Scholz, „schaun wir uns ein Bissel die Kroaten an! Ich hab's für mein Leben gern, die lieben Kroaten!“ Scholz war damit einverstanden. Die beiden Freunde begaben sich Arm in Arm zur Ferdinandsbrücke, als ihnen ein bis an die Zähne bewaffneter, riesiger Croat freundlich schmunzelnd entgegentrat.

„Schansta!“ grüßte er die beiden Komiker.

„Schanster!“ dankten diese.

„Schenken's bisl wos orme Soldot!“

„Nir Penz!“ sagte Scholz, seine Taschen umdrehend.

„Nir? Nir? Orme Herr!“ bedauerte gutmüthig der Croat, „und

eilte zu seiner Mutter zurück, und beide gastirten in Steiermark und Kärnten. 1819—1826 war er an der Bühne in Graz engagirt.

Unter dem Dichter und Schauspieldirector Karl Friedrich Hensler kam Scholz in die Josefstadt, wo er großen Beifall erntete. — Carl, der spätere Erbauer des Leopoldstädter Musentempels, war Director der Josefstädterbühne, gab diese jedoch bald weg und wanderte an die Wien, Scholz, der als „Klapperl“ in der „weißen Frau“ großartige Erfolge errungen, mit sich nehmend. Hier bezog Scholz von 1828—1849 das Gehalt von 1600 fl. Carl liebte es nämlich, mit vollen Händen einzunehmen, beim Geben jedoch die Hand fest zuzuhalten; zahlte er doch Autoren für einen „fünfacter“ volle zehn Gulden. —

Eine besondere Feier erlebte Scholz an seinem siebzigsten Geburtstage, an welchem „Wenzel Scholz und die chinesische Prinzessin“ mit den beiden Vorspielen; „Paris in Eipeldau“ und „Sennora Pepita, mein Name ist Mayer“ gegeben wurde. Der Beifall, den der Jubilar an diesem Tage errang, war ein frenetischer.

Scholz starb in dem Hause „zur Weintraube“, gegenüber dem Carltheater. Seine Gebeine ruhen im Familiengrabe zu Dornbach.

Scholz hatte sich auch als Dichter versucht und den „schwarzen Mann“ geschaffen, welcher in der letzten Hälfte der Zwanziger-Jahre im Theater an der Wien einen fürchterlichen Durchfall erlitt, so daß der unglückliche Dichter jede weitere Lust am Dichten verlor.

Aber noch ein zweiter Stern war am dramatischen Himmel an der Wien aufgegangen. Es war dies Nestroy (1831), welcher sich auch einen bedeutenden Ruf als Dichter erworben hatte. Seine Stücke hatten einen außerordentlichen Erfolg, seine Fruchtbarkeit war staunenswerth. Wer erinnert sich auch nicht seiner Poffen: „Lumpacivagabundus“, „Nagerl und Handschuh“, „Su ebener Erde und im ersten Stocke“, „Die beiden Nachtwandler“, „Die Geheimnisse des grauen Hauses“, „Die verhängnißvolle Faschingsnacht“, „Der Talisman“, „Das Mädcl aus der Vorstadt“, „Einen Juy will er sich machen“, „Der Zerrißene“, „Unverhofft“ 2c. 2c.

Nestroy und Scholz waren das Dioskurenpaar des Theaters an der Wien sowohl als auch jenes in der Leopoldstadt. Kastor-Nestroy wußte dem Pollux-Scholz so glückliche Rollen zu schreiben, daß sich dessen Talent in seiner Gänze entfalten konnte. Später war es auch der Regisseur Grois, welcher sich inniger an die beiden Freunde anschloß.

Als Carl sodann die Leopoldstädterbühne übernahm, wendeten sich Nestroy, Grois und Scholz auch dahin. Nach Carl wurde Ersterer Director der eben genannten Bühne.

du auch nit?“ wendete er sich zu Nestroy. „Bitt' um klane Kreuzer für orme Soldot.“

Nestroy zog seine Seidenbörse, durch welche Gold- und Silbermünzen hindurchschimmerten, aus der Tasche und reichte dem Bittenden ein paar Silbermünzen.

„O brave, gute Herr!“ rief der Croat gerührt. Dann mit dem kleinen finger auf die Zwanziger in der Börse tupfend, setzte er hinzu: „Dos, dos auch für orme Soldot, bitt', bitt'!“ Nestroy reichte ihm einen Zwanziger.

„Ondern auch, bitt, bitt, für orme Soldot.“

Nestroy's Gesicht zog sich merklich in die Länge. Er reichte dem Kroaten einen Zwanziger nach dem andern, dann auch die Thaler, denn der Kroat hörte nicht auf zu tupfen. Endlich tupfte er auch auf die Ducaten.

„Dos, dos auch für orme Soldot, bitt', bitt'!“

Nestroy's Gesicht wurde abermals länger.

— „Das? — das hat keinen Werth. Es sind nur Spielmarken, Kamerad!“

„Komrod nimmt Spielmarken auch, bitt', bitt' für orme Soldot. Beutel auch, bitt', bitt'!“

Nestroy gab ihm seufzend den Beutel.

Der Kroat tupfte auf die schwere goldene Uhrkette des Komikers.

„Das — schön — sehr schön!“

Nestroy ahnte fürchterliches.

„Onschaum lossen orme Soldot.“

Langsam gehorchte Nestroy dem Wunsche des Kroaten.

„O, — dös schön, — sehr schön, O, — so wos hot orme Soldot nöt.“

„Es ist auch nichts für euch. Es ist ja keine Militär-, sondern nur eine ordinäre Civiluhr.“

„Lieb' ich Civil, — bitt' ich, bitt, ols Ondenken an brave Civil.“

„Über es ist miserables Zeug —“

„Ise gut genug für orme Soldot, bitt', bitt'!“

„Sie ist nichts nutz, — sie geht schlecht —“

„O, geht gut, wenns geht zu orme Soldot, bitt', bitt'!“

Da der brave Kroat mit der einen Hand tupfte und mit der andern stets den Kolben seiner großen Pistole streichelte, und alles so bescheiden, daß es unmöglich war, zu widerstehen, so gab Nestroy, welcher nicht wissen konnte, was im Laufe der Pistole steckte, nach, und ließ ihm die Uhr sammt der Erbsenkette.

Der Kroat küßte zunächst die Hand des freigebigen Spenders, sah nach, ob nicht irgendwo ein Plätzchen zum Tupfen wäre und die Hand militärisch an die Kappe legend, sagte er:

„Schamsta!“

„Schamster!“ grinste Nestroy.

„Recht liebe Leut', die braven Kroaten!“ sagte Scholz malitiös.

„Ich wollte, sie hätten nur einen Hals!“ rief Nestroy ingrinnig. Bemerkenswerth ist auch folgender Streich, den Nestroy und Scholz

ihrem Director, mit dem sie gar oft auf dem Kriegsfuße standen, spielten. Nestroy hatte Carl gebeten, sein Benefice um eine Woche zu verschieben. — „Unmöglich!“ gab der Gestrenge zur Antwort.

Scholz bat um einen Vorschuß von 50 fl. — „Unmöglich!“ antwortete Carl.

Die beiden Komiker wurden nun krank. Der Theaterarzt Dr. Bondy wurde zur Direction beschieden, wo ihm der Auftrag erteilt wurde, den Gesundheits- oder Krankenzustand der beiden Patienten zu untersuchen. Dr. Bondy aber wußte, mit wem er es zu thun hatte, meinte, daß dies nicht viel nützen werde und rief dem Director zu capituliren. Mit Vollmachten ausgerüstet, begab er sich sodann zu Nestroy. Dieser saß in einem Lehnstuhle, das rechte Bein erhoben, und stützte, mit einem vor Schmerz verzerrten Gesichte, das Kinn auf sein Knie.

„O, dieser Schmerz, — dieser wahnsinnige Schmerz!“ schrie der Patient zähneknirschend, als er den Doctor erblickte.

„Hm, hm,“ meinte dieser; „man sieht es dir an, daß du fürchterlich leidest. Aber Carl glaubt es nicht, weshalb ich dich untersuchen soll.“

„Na, so untersuch! Guck hinein, lieber Bondy!“ antwortete Nestroy, mit dem linken Zeigefinger auf sein rechtes Knie deutend. „Ich möchte selber gern wissen, was mich da inwendig so sticht und prickelt.“

Dr. Bondy biß sich auf die Lippen.

„Vielleicht kannst du doch noch heute spielen?“

„Heut? Wahnsinn! Vor vier Wochen kann ich gar nicht auftreten mit dem Fuß. — Au — au — au weh! es zuckt wie mit glühenden Zangen in dem Knie.“

„Du armer Mensch! Apropos Director Carl läßt dir sagen, daß dein Benefice bis auf die künftige Woche verschoben ist.“

„Ah! ah! Was ist denn das? Mein Knie hört plötzlich auf zu schmerzen. „Ja, ich, ich kann schon stehen auf dem Fuß!“

„Vielleicht kannst du doch heute spielen?“

„J freilich! Es muß ein Anfall von Gicht gewesen sein. Aber spielen thu' ich doch — meinem Director zu liebe. Sag's ihm nur. Aber noch eins: der Wenzel soll ja auch gefährlich krank sein?“

„Eider, leider — aber vielleicht erleb ich auch bei ihm ein Wunder der Natur.“

Der Theaterarzt fand Scholz mit übereinander geschlagenen Beinen auf dem Sopha sitzend. Sein Kopf steckte bis zur Nasenspitze in einem großen, dicken, wollenen Schawl, den er um den Hals geschlungen hatte.

„Servus, Wenzel!“ grüßte der Arzt, „was treibst denn schon wieder?“

„Mir gehts schlecht, ich bring kein lautes Wort über meine Lippen.“

„Also heiser?“

„Ah heiser — gar nicht reden kann ich! der Hals — der Kropf muß sich dahin verschlagen haben.“ Eine halber Klafter Holz liegt mir im Kehlkopf.“

„Hm, hm, scheint ein bedenkliches Halsleiden zu sein.“

Scholz brachte mit äußerster Anstrengung einige gurgelnde Laute hervor.

„Ein gefährlicher Casus!“ rief der Doctor. „Aber der Director hat einen so eigensinnigen Schädel und denkt immer an deine verschiedenen Wechselfieber. Ich muß deinen Hals untersuchen. Mach's Maul auf, lieber Bruder.“

„Na, so kriech hinein, Chineser! kriech abi untern Kehlkopf und untersuch!“ schrie Scholz, seinen Mund angelweit öffnend.

Dr. Bondy aber kam der Aufforderung nicht nach, sondern lachte, daß er sich beide Seiten hielt, während Scholz den Mund wieder schloß und fürchterlich zu wimmern begann.

„Schrecklich, schrecklich!“ rief Bondy, „spielen wirst du heute nicht können?“

„Noch eine solche Frage und ich ruf den Hausmeister.“

„Na, na, na,“ besänftigte der Arzt, „ich werde dir etwas verschreiben.“

„Thue, was du willst, — aber für diesen Hals ist keine Hilfe mehr!“ jammerte Scholz.

„Nur nicht verzagen. Der Director schickt dir da ein Recept, auf das er ein großes Vertrauen setzt“, sagte Bondy, dem Patienten einen fünfziger reichend. Der Patient vergaß plötzlich alle Schmerzen. Er ergriff den fünfziger, warf den Schawl von sich und begann wie närrisch im Zimmer herumzutanzten.“

„Um des Himmels Willen, schone deinen Hals, lieber Bruder!“

„O, er ist schon curirt, die Pillen haben ihn curirt. Wir müssen sie bald repetiren.“

„Du kannst vielleicht heute gar spielen?“

„O gewiß, aber Nestroy soll ja auch gefährlich erkrankt sein?“

„Ist schon gesund“ rief dieser jodelnd in's Zimmer tretend. „Danke der Recepte unseres trefflichen Dr. Bondy.“

Spricht mau von Scholz und Nestroy, so darf man auch den Schauspieler Ignaz Stahl, ein sehr verwendbares Mitglied des Wiener Theaters, nicht vergessen. War er doch das Stichblatt für den oft übersprudelnden Witz der beiden Dioskuren.

Hier eine Probe davon:

Scholz, Nestroy, Hopp, Gämmeler, Spielberger und andere lustige Rätke des Theaters an der Wien standen eines Abends in der Theatergarderobe, als plötzlich Stahl in eleganter Balltoilette, mit gekräuselten Haaren, blendend weißer Krawate, spiegelblanken Stiefeln (Stiefletten waren damals noch nicht modern), schwarzem Frack und enganliegenden Bein Kleidern hereinstürzte und seinen erstaunten Collegen mittheilte, für diesen Abend zu einem Balle geladen zu sein. Undächtig hörten ihm die lustigen Brüderln zu, Nestroy blickte auf Scholz, welcher, die Hände über den Bauch gefaltet, seinen Plan bereits gefaßt zu haben schien.

Die Vorstellung begann. Ein Akt wurde nach dem anderen abgehaspelt. Während Stahl auf der Bühne als zärtlicher Vater salbungsvoll ein Liebespärichen segnete, stand Scholz, umgeben von den anderen Verschworenen, mit einem vollen Bierkrüge in der einen, einen Stiefel des zärtlichen Vaters in der andern Hand und goß das schäumende Naß in die elegant gewichste Fußbekleidung.

Der Vorhang fiel. — Stahl eilte in die Garderobe, vertauschte schnell sein Theatercostüm mit seiner Balltoilette und fuhr hastig mit dem einen Fuß in den Stiefel. Aber, o weh! der edle Gerstensaft machte sich Luft, zwei rothe Fontainen sprudelten an beiden Strupfen empor. Stahl erhob ein wüthendes Zetergeschrei, worauf sämtliche Schauspielere — Verschworne und Nichtverschworne — theilnahmsvoll herbeieilten und dem unglücklichen Künstler ihre Hilfe anboten. Scholz watschelte mit einem ziemlich umfangreichen Paar Filzschuhen daher, Hopp brachte eine Paar Pelzstiefel, Gämmeler Courierstiefel, Nestroy rothe Schnabelschuhe, Kunst hirschlederne Ritterstiefel und der Schneiderjunge, dessen Kopf den Jörn des Unglücklichen am ersten fühlen mußte, ein Paar Damenpantoffeln.

Aber Stahl blieb von den Beweisen der zärtlichen Theilnahme seitens seiner Collegen ungerührt. Er warf die Gaben der Liebe ihnen auf die Köpfe und schrie wuthentbrannt: „O, hätte ich den Bösewicht, es kommt mir auf einen kleinen Mord nicht an.“ —

Stahl hatte sich stets bitter beklagt, daß er nur in kleinen, unbedeutenden Rollen beschäftigt werde. Da brachte ihm eines Abends der Theaterdiener seine Rolle zu einer neuen Posse, die am nächsten Abende ausgeführt werden sollte. Die Rolle war sehr umfangreich, Stahl eilte nach der Vorstellung nach Hause und studirte, nachdem er eine halbe Klafter Holz in den Ofen werfen und sich einen Hampen schwarzen Kaffees von solcher Größe zubereiten ließ, daß sechs Familien damit durch 8 Tage ausgereicht hätten. Die Rolle war Bombast von der ersten bis zur letzten Zeile, aber was kümmerte sich Stahl um den Inhalt, ihm war doch nur um den Umfang zu thun; drei volle Stunden hatte er gebraucht, bevor er die Rolle nur einmal durchgelesen hatte. Endlich war er damit fertig — aber vom Inhalt wußte er kein Sterbenswörtchen.

„Was muß denn das für ein Charakter sein?“ murmelte er kopfschüttelnd. „Ich kenne mich nicht aus. Die Sprache ist bald in Versen, bald in Prosa, bald local, bald reindeutsch, bald im jüdischen, bald im böhmischen Dialekt, sogar hebräisch und türkisch muß ich drei Seiten reden. Und gar kein Zusammenhang, man weiß nicht, warum der Mensch so viel plauscht. Uebrigens mir auch recht, der Director soll sehen, daß ich meiner Rolle gewachsen bin.“

Stahl bearbeitete seine Rolle bis zum frühen Morgen, und wankte einem Betrunknen gleich auf die Probe!

„Ihr Schlagwort, Herr Stahl!“ rief der Inspicient.

Stahl betrat die Bühne und declamirte pathetisch mit übereinandergeschlagenen Armen:

„Ihr Götter seht, zum hüpfenden Gesellen,
Springt nackt die schöne Nymphe aus den Wellen,
Und die Kanonen donnerten am Meeresstrande,
Heil dir im Siegeskranz im Vaterlande.“

„Was zum Geier sprechen Sie denn da?“ rief Director Carl, der persönlich die Probe leitete.

Stahl warf ihm einen mitleidigen Blick zu, und declamirte weiter:

„Und innig küßt die leicht geschürzte Dirne
Des weißen Stieres hochgewölbte Stirne,
Indeß Eudymion ganz ruhig saß
Und noch sein Hammelfleisch mit Zwiebel fraß “
„Geben Sie mir Ihre Rolle!“ schrie Carl, indeß das lose Gefindel
vor Lachen zu bersten schien.

Stahl überreichte dem Director das Ungethüm. Nachdem dieser
in demselben geblättert hatte, sagte er zu Stahl:

„Man hat sich wieder einen Spasß mit Ihnen gemacht. Sie
haben in dem heutigen Stücke einen alten, ehrwürdigen Diener zu spielen und
zu sagen: „die Pferde sind gefattelt!“

„Die Pferde sind gefattelt!“ schrie Stahl, daß das Theater
erbebte und stürzte davon.

„Ich errathe den Eulenspiegel,“ sagte Carl, nach dem Abgange
Stahl's, zu Nestroy, und er hatte richtig gerathen. Aber Nestroy wußte
seinen armen Freund immer schadlos zu halten; bald waren es einige
flaschen vortrefflichen Weines, bald eine Meerschampfeise, welche als
Pflaster für die Wunde verwendet wurden.

Die Schwänke, welche das lustige Brüderpaar sowohl im Theater
an der Wien als auch im Leopoldstädter Musentempel aufführten, sind
Legion, war es doch der Dichter des Lumpaci vagabundus, der seinem
Director Carl eine durch seinen Freund Wenzel verschuldete Paternität
unterschob, ohne daß der auf eine solche Weise Bedrohte sich nur im
geringsten dagegen wehren konnte.

In der Nähe des Wiener-Theaters befindet sich das Gasthaus
zum „Weingarten“, welches ebenfalls verdient, dem Strome der
Vergessenheit entrissen zu werden. In dem letzten „Etrazimmer“ dieses
Gasthauses war es, in welchem an bestimmten Tagen sich die
renommirtesten Künstler und Schauspieler theils zu einem gemüthlichen
Plausche, theils aber auch zur Abhaltung ihrer Allotrias einfanden.

Die Dreihufeisengasse, welche ihren Namen der sonderbar
geformten Bauart der Häuser verdankt, enthält ein historisches Gebäude;
es ist dies das Gasthaus „zum Wasen“. Am Charfreitage kommen
dieselbst alle Schauspieler aus der Provinz zusammen, Vorstände von
„Schmierern“ finden sich ein und nun werden Contracte zwischen den
diversen Directoren und den Schauspielern abgeschlossen.

39. Die Franzosen in Wien.

Die erste französische Invasion war für Wien von geringer Be-
deutung. Um die erste Morgenstunde des 13. November 1805
zogen die ersten französischen Colonnen unter Anführung des
Prinzen Joachim Murat — des nachmaligen Königs von
Neapel — über die Mariahilferstraße durch die Stadt nach der
Leopoldstadt zum Tabor, und fasten am linken Donauufer
festen Fuß. Murat nahm seine Wohnung im Palaste des Erzherzogs

Ulbrecht, während die Kaserne am Getreidemarkt sowie die umliegenden Privathäuser einem Theile der Truppen angewiesen wurden.

* * *

Als die Franzosen im Jahre 1809 siegreich auf Wien marschirten, wurden abermals alle Kassen und Kostbarkeiten auf Schiffe gebracht und mit dem Privatvermögen nach Ungarn überführt.

Am 5. Mai erschien der Aufruf zum Landsturm. Das am Schanzel befindliche Salzamthaus, das Mauthhaus nächst der Schlagbrücke vor dem Rothenthurmthor und die bei der Hauptmauth befindliche Brücke wurden abgetragen; außerdem wurde die Seite gegen die Hauptmauth zu vermauert, die Zugbrücken an den Thoren wurden in brauchbaren Stand gesetzt, die Bastionen mit Kanonen armirt. Ueberall wurden Schanzen aufgeführt. Außerhalb der Linien entstanden Redouten, die Wälle der Stadt wurden ausgebeffert. Private schichteten Wollsäcke auf und bildeten daraus Brustwehren, in den Erd- und Mauerwerken wurden Schießscharten eingeschnitten und hinter denselben Geschütze aufgeführt. Die Stadthore wurden durch Pfosten, Balken und Düngerhaufen verrammelt.

In den Vorstädten wurde die Fahne des Aufgebots mit klingendem Spiele herumgetragen, Kämpfer strömten von allen Seiten herbei, die Studenten erhielten aus dem Zeughause Waffen und bildeten ein eigenes Corps. Das Einercirciren geschah Abends auf dem Glacis. Sämmtliche Stadthore, mit Ausnahme jenes beim Rothenthurm, welches behufs der Communication offen blieb, wurden verrammelt.

General Hiller langte mit der Hauptmasse seiner Armee am 10. Mai bei der Taborbrücke an. Die Besatzung bestand aus 16.000 Mann Truppen, Landwehr, Miliz und Landsturm, dazu kam das Studentencorps mit 1000 Mann.

Am frühesten Morgen des 10. Mai sammelten sich die Truppen am Glacis, erhielten ihre Munition und stellten sich zur Vertheidigung auf.

Die bürgerlichen Scharfschützen befanden sich links vom Kärntnerthore, oberhalb desselben bis zu den Augustinern das erste Bürgerregiment und die Studenten, auf der Burghastei die Bürgergrenadiere, vom Paradeisgärtchen bis zur Löwel- und Mölkerhastei das zweite Bürgerregiment; die bürgerliche Cavallerie befand sich bei der alten Stallburg neben der Hofapotheke.

Die Vertheidigung wurde durch Erzherzog Maximilian geleitet.

Mit Anbruch des hellen Tages erschien der General Terrau vor Schönbrunn und besetzte dort die Anhöhen. Eine Abtheilung derselben rückte ohne Widerstand in Mariahilf ein und besetzte Gumpendorf, Neubau und Spittelberg; um die sechste Abendstunde befanden sich die Chasseurs bereits am Glacis und wurden von den Vertheidigern mit Kanonenschüssen begrüßt. An der alten Wienbrücke, der Gegend der heutigen Elisabethbrücke entspann sich ein Kampf um einen Transport von beiläufig 20 Pulverwägen. Die Chasseurs glaubten schon ihrer Beute sicher zu sein, wurden aber von den Wienern zurückgetrieben.

Oesterreichische Husaren streiften zwischen dem Kärntner- und Burgthor, um die feindlichen Bewegungen zu beobachten. Um die siebente Abendstunde erschien vor dem Burgthore ein feindlicher Parlamentär, der jedoch zurückgewiesen wurde. Auf dem Rückwege fiel er in die Hände der herumschwärmenden Husaren. Der Pöbel fiel über den Wehrlosen her. Chasseurs eilten zur Hilfe herbei und griffen die Husaren an; diese wichen in die Stadt zurück. Mit ihnen drangen auch einige feindliche Reiter in dieselbe, welche sogleich gefangen wurden.

Die Franzosen führten nun an der Mariahilferlinie Kanonen auf und luden sie mit Kartätschen. Mittlerweile hatten die Franzosen, so wie die Türken es vor 202 Jahren gemacht hatten, die Stadt außerhalb der Linien in einem großen Halbkreise umzingelt.

Wie schon oben erwähnt, fiel der französische Parlamentär Saint-Mars in die Hände der Husaren. Napoleon, der bereits in Schönbrunn sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, sandte den Richter von Gumpendorf mit einem Schreiben an den Erzherzog, um über das Ausbleiben desselben Aufklärung zu erhalten. Richter und Brief wurden jedoch von dem General Graf Oreilly im Auftrage des Erzherzogs zurückgeschickt.

Die Wache in der Stadt verfolgte eifrigst jede feindliche Bewegung. Wie sich ein feindlicher Soldat am Glacis zeigte, fielen einzelne Schüsse, wodurch auch die Vorstädte Schaden litten und einige Wiener getödtet wurden. Die meisten Häuser waren geschlossen und die Bewohner, besonders jene am Glacis, bargen sich, so gut sie konnten.

Der Morgen des 11. Mai war angebrochen. Die feindlichen Truppen rückten in die Vorstädte diesseits der Donau ein und besetzten dieselben.

Der von Napoleon bestimmte Gouverneur Andreossy nahm sein Quartier im fürstlich Kaunitz (heute Esterhazy'schen) Palaste in Mariahilf.

Die bewaffnete Bürgermiliz der besetzten Vorstädte wurde auf verschiedene Plätze zur Aufrechthaltung der Ordnung vertheilt.

Ununterbrochen währte das Feuer aus der Stadt.

Die Franzosen besetzten die kaiserlichen Stallungen und begannen aus den Fenstern ein heftiges Kleingewehrfeuer, allein die Besatzung der Burgbastei wendete ihr grobes Geschütz an und machte der Plänkelei der Franzosen ein Ende.

Am Nachmittage erschien General Bertrand in der Breitengasse am Spittelberg. Da die Franzosen auf der Anhöhe hinter den kaiserlichen Stallungen eine Wurfatterie erbauen wollten, so wurde, um gedeckt dahin zu gelangen, ein kleines niedriges Haus in der Breitengasse durchbrochen, und bald standen 28 Haubitzen gegen die Stadt gerichtet da und harrten nur auf das Zeichen zum Beginne der unheimlichen Musik. In der Breitengasse sowie in der Stiftgasse, standen feindliche Truppen zur Deckung der Batterien gegen einen etwaigen Ausfall.

Um die Uebergabe zu befördern und der Besatzung den Rückzug abzuschneiden, ließ Napoleon über den Donauarm ein Eilbrücke schlagen. Zu diesem Behufe ließ er die am jenseitigen Ufer befindlichen Kähne auf die rechte Donauseite bringen. Zwei Adjutanten stürzten sich in den Fluß, schwammen hinüber und vollzogen den Befehl des Kaisers. Schnell wurden nun zwei Kompagnien Voltigeurs unter dem Grafen Tallourt übersezt und das Lusthaus gewonnen. (Siehe 2. Bezirk) Der Brückenschlag begann.

Das in der Nähe des Lusthauses postirte Grenadier-Bataillon kam endlich herbei; ein heftiger Kampf, unterstützt durch die Kartätschen der feindlichen Geschütze am rechten Ufer, entspann sich und während dieses Kampfes wurde die Brücke geschlagen.

Als Erzherzog Maximilian in der Stadt die Nachricht von dem Uebergange der Franzosen bei Simmering erhielt, eilte er schnell mit zwei Bataillons nach dem Prater, um die Grenadiere zu unterstützen. Heftig tobte der Kampf, das Lusthaus ward auf's Außerste vertheidigt, die französische Artillerie schleuderte ihre Kartätschen mit vernichtender Kraft, immer neue Colonnen rückten über die Brücke, so daß die Oesterreicher sich zurückziehen mußten.

Erzherzog Maximilian übertrug dem General Oreilly das Stadtcommando und ertheilte ihm in einigen mit Bleistift geschriebenen Zeilen die Vollmacht, zu capituliren, zog sich hierauf mit dem größten Theil der Linientruppen und der Landwehr auf die linke Seite der Donau und brannte hinter sich die Brücke ab. Um ein Uhr Nachts lagerten die französischen Truppen im Prater, während Napoleon nach Schönbrunn zurückkehrte.

Das Bombardement der Hauptstadt hatte mit solcher Heftigkeit begonnen, daß im entscheidenden Augenblicke ein panischer Schrecken die Gemüther erfaßte. Nun erst zeigte sich wie jämmerlich die Anstalten waren, die man hier getroffen hatte. Erst am demselben Nachmittage war in die Häuser der Befehl ergangen, sich mit Wasser zu versehen; als nun ein Haus nach dem andern in Flammen aufloderte, fehlte es an dem Löschmaterial, mangelte es an den Löschrequisiten und auch an menschlichen Hilfe.

Kaum hatte das Beschießen der Stadt begonnen, als die meisten ihre Wohnungen mit dem sicheren Keller vertauschten.

In der Stadt brannten bereits einige Häuser, darunter auch der Trattnerhof, einige Häuser in der Wallnerstraße, in der Weihburggasse im Schlossergäßchen ic.

Um die achte Morgenstunde des 12. Mai begab sich eine Deputation aus weltlichen und geistlichen Würdenträgern bestehend, zuerst zum General-Gouverneur Andreossi nach Mariahilf, sodann zum Marschall Berthier und endlich zu Napoleon nach Schönbrunn und das Ergebnis derselben war, daß Napoleon das Feuer einstellen ließ, um die Stadt zu schonen.

Am 13. Mai rückte Oudinot mit seinem Corps in Wien ein Die österreichische Militär-Besatzung rückte auf's Glacis zwischen dem Burg- und Kärnthnerthore und streckte die Gewehre.

Bald darauf exercirten französische Truppen auf dem „Hofe“ in der Stadt sowie auf den Bastionen und am Glacis, wo die italienische Armee rechts campirte. Die Stadt sowie die ganze Umgebung war ein riesiger französischer Waffenplatz, von der Märrerlinie bis hinab nach Schwechat dehnte sich das feindliche Lager aus.

In der Leopoldstadt herrschte die regste Thätigkeit. Der Weg von da war durch eine Bretterwand abgeschlossen, da dort eine Schiffswerfte errichtet wurde. Unter dem Befehle des Obersten der Gardematrosen, Vaste, wurde eine flotille von Donauschiffen mit Segeln, aus 12 großen und 20 kleinen Fahrzeugen bestehend, erstere mit zwei bis drei Kanonen armirt, erbaut. Diese flotille sollte zwischen den Donauinseln kreuzen und die Verbindung der einzelnen Corps der französischen Armee befördern.

Die Franzosen blieben nicht lange in Wien, aber sie ließen auch nicht das beste Andenken bei den Wienern zurück. Damals erschien die Wiener-Zeitung ohne Adler unter französischer Redaction. Emissäre trieben sich massenhaft in Wien und den Vorstädten herum; die Franzosen fühlten sich als Herren und ließen den Wienern auch ihre Faust fühlen. — Eine Erinnerung an diese Invasion befindet sich noch heute in der Schnitzhofgasse.

Das zweite Haus dieser Gasse besitzt über dem Thore eine Nische, in welcher sich ein mit Glas verwahrtes Bild befindet, welches eine romantische Berggegend mit einem im Hintergrunde befindlichen Wildbache, über den ein Steg führt, im Vordergrunde aber einen robusten, stark beharteten Tiroler mit der Unterschrift: „A. Hofer, im Jahre 1809 aus Passeyer in Tirol“ darstellt.

Dieses Haus führt noch heute im Volksmunde den Namen „zum Sandwirth“.

Mit diesem Bilde hat es folgende Bewandniß: Als die Baiern, die mit den Württembergern und Badensern im Jahre 1809 mit den Franzosen verbündet waren, in Tirol einzogen und dort auf ihre Weise wirthschafteten, hatte sich der Sandwirth Hofer entschlossen, nach Wien zu reisen, um am Hofe die Lage Tirols zu schildern, damit der Kaiser seine Zustimmung zur Erhebung des Landsturmes gebe und der Feind wieder aus Tirol getrieben werde. Hofer trug in Wien dem Erzherzoge Johann, welcher bereits zum Oberbefehlshaber der nach Italien und Tirol bestimmten innerösterreichischen Armee ernannt war, seine Bitte vor. Der Erzherzog hatte die Klagen der Abgeordneten Tirols angehört, ihre Treue und Anhänglichkeit an das Kaiserhaus belobt und ihnen seine Unterstützung in Bezug auf Geld, Munition und Truppen zugesagt. Gleichzeitig hatte er sie an den Geschichtsschreiber Freiherrn von Hormayr, einem Tiroler von Geburt, welcher in der Renngasse wohnte, gewiesen.

Hormayr war ein fanatischer Gegner Napoleons. Mit ihm sollen die Tiroler Peter Kreitter aus Lorenzen, der Kanzlist Alois Kößig aus Bozen und A. Hofer sich in's Einvernehmen setzen.

Die Anwesenheit Hofer's und seiner beiden Gefährten mußte wegen der vielen, damals in Wien befindlichen Emissäre möglichst

geheim gehalten werden. Mußte doch der vierte Abgeordnete, Peter Wieland von Fassing, genannt der Wastel Mayer, der durch seine Reden und Aeußerungen die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, in Sachsenburg umkehren und nach Hause fahren, um dem Unternehmen seiner Collegen nicht zu schaden!

Hofer trachtete auch eine Audienz bei dem Kaiser Franz zu erlangen. Diese wurde ihm jedoch nicht gewährt, da der Preßburger Friede zur Zeit dieser Deputation noch in Kraft war und der Kaiser Abgeordnete eines fremden Landes nicht empfangen konnte, denn Tirol war in diesem Frieden an Baiern gefallen.

Da die Anwesenheit der Tiroler in Wien verborgen bleiben sollte, so war ihnen aufgetragen, sich bei Tage auf der Straße nicht blicken zu lassen, was Hofer bewog, abends in's — Operntheater zu gehen. Hormayr erfuhr davon, eilte sogleich dahin und zwang ihn, das Theater zu verlassen, wobei Hofer an Hormayr die Frage stellte, ob er bei der Cassa für das Versäumte einen Theil seines Eintrittsgeldes zurück erhalten werde.

Trotz der Sorgfalt, die man sich in Wien gab, die Anwesenheit der Tiroler zu verbergen, wurde dieselbe dennoch den Franzosen ver-rathen, so daß sie, kaum in Tirol angelangt, verfolgt, in verschneite, unzugängliche Alpenhütten fliehen mußten, wo Peter Kreitter sich Hände und Füße dergestalt erfror, daß er die ganze Kriegszeit im Bette zu-bringen mußte und lebenslänglich gebrechlich blieb.

* * *

In den 1848er Märztagen hatte der heutige sechste Bezirk wegen der vielen Fabriken, die sich daselbst und außerhalb der Linien befinden, viel zu leiden. Am schlimmsten erging es dem Verzehrungs-Steueramte bei der Mariahilferlinie. Den Anfang zur Demolirung machte die liebe Straßenjugend, der sich sogleich der Pöbel beigesellte. Der daselbst befindliche Gaskandelaber wurde ausgerissen und das Gas entzündet. Neue Proletarierhausen, durch allerlei in Fünfhaus, Sechshaus und Gaudenzdorf verübte Heldenthaten berauscht, eilten unter Vorantragung brennender Fackeln herbei und machten mit dem vor dem Mauthgebäude bereits angesammelten Pöbel gemeinsame Sache. Die vor dem Gebäude befindlichen Frachtwagen wurden angezündet, das Dach des Gebäudes fing Feuer. Die in dem Gebäude befindlichen Beamten sammt ihren Familien mußten eiligst die Flucht ergreifen, um nicht in der brennenden Höhe umzukommen. Ein Finanzwächter sprang aus einem Fenster des ersten Stockes mitten unter die wuthschraubende Menge, die überrascht, ihn entwischen ließ. Die Meute fuhr in ihrem Zerstörungswerke lustig fort. Die Hütte mit der großen Amtswage wurde demolirt, das riesige Holzgitterthor der Linie aus den Angeln gehoben und unter Geschrei und Gejohle auf das Pflaster geworfen, wo es zerschellte. Die Trümmer wurden sodann angezündet.

Die Menge drang in die Erdgeschosse, in welchen sich die Amtsstuben befanden, ergriff alles darin Befindliche als Acten, Fascikeln, Tische, Sesseln, selbst eine Handkaffe mit Kupfergeld und schleuderte

es in die lichterloh brennenden Trümmer des Bitterthores. Die finstere Nacht war durch das Flammenmeer tageshell und verbreitete die heiße Blut auf viele hundert Schritte weit.

In den Amtsstuben sollen auch einige Finanzwächter, die sich nicht mehr rechtzeitig retten konnten, aufgefunden worden sein. Dieselben wurden aus dem Verstecke hervorgerissen, und waren nun in der Gefahr, ein gräßliches Ende zu finden. Ein Theil der Proletarier wollte sie den Flammen preisgeben und dort umkommen lassen, andere rissen ihnen die Uniform vom Leibe und schlugen sie so lange in's Gesicht, bis sie blutbedeckt zusammenstürzten. Die meisten dieser Opfer der Volkswuth kamen jedoch trotz alledem mit dem Leben davon.

Ein anderer Finanzwächter hatte sich in einem Nebengebäude des Einienamtes versteckt. Die Meute fand ihn, schnürte ihm Arme und Füße zusammen und schleppte ihn hinaus auf die Brandstätte, wo der Unglückliche trotz seines Geschreies, trotz seiner verzweifelten Gegenwehr in den helllodernen Scheiterhaufen geworfen wurde. Zweimal sprang er aus dem Brande heraus, aber jedesmal wurde er von dem rasenden Pöbel wieder zurückgeworfen. Das Jammern und Schreien des bei lebendigem Leibe Verbrennenden wurde noch, wie erklärlich, in weiter Entfernung von der Linie gehört.

Nachdem bei der Mariahilferlinie das Werk der Vernichtung und Verwüstung vollbracht worden war, zog die Menschenmasse nach fünf- und Sechshaus, um dort ihre Unthaten fortzusetzen.

* * *

Am 14. März war das Pfarrgebäude der Mariahilferkirche dem Ansturm einer Rotte von Brandlegern und Plünderern ausgesetzt; die verschlossene Pforte des Gebäudes wurde mit Hacken eingeschlagen und zertrümmert, die Pfarrkanzlei erstürmt und alle daselbst befindlichen Documente und Acten verwüstet. Die Wohnung des Probstes wurde ausgeplündert und die Möbel auf die Straße geworfen. Eben wollte der Pöbel in die Kirche eindringen, als Grenadiere von der Kothgasse herauf mit gefälltem Bajonnet herbeieilten. Nun entspann sich ein hartnäckiger Kampf zwischen den Grenadiern und den Proletariern, welche dem Militär numerisch bedeutend überlegen, aber bedeutend schlechter bewaffnet waren. Eine wohlgezielte Salve der Grenadiere brachte die Meuterer zum Weichen; ein Theil derselben floh über das nahe Spittelberg, der andere setzte sich aber im Pfarrgebäude fest, um dieses gegen die Grenadiere zu vertheidigen. Die Geistlichkeit hatte sich in die Kirche geflüchtet. Endlich blieben die Grenadiere Herren des Platzes; viele Proletarier sprangen vom ersten Stocke auf die Straße und suchten zu entkommen, was ihnen auch größtentheils gelang.

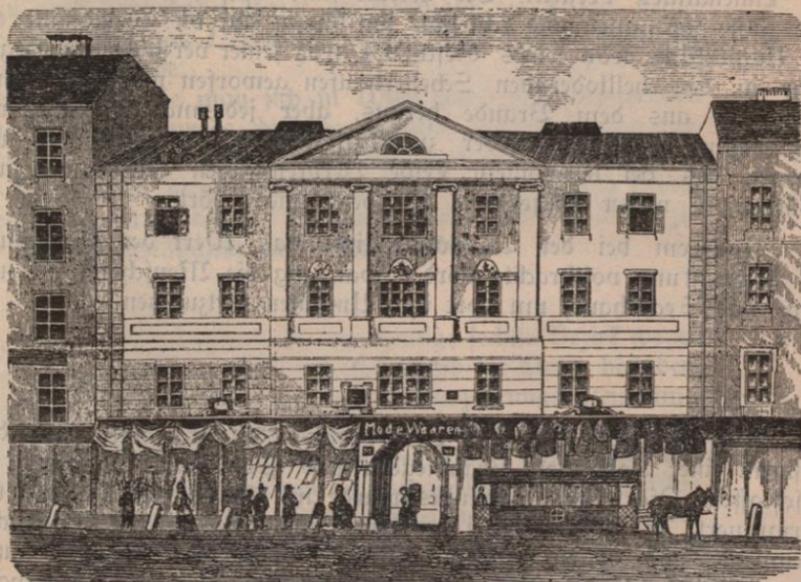
* * *

An dem Hause Nr. 41 der Mariahilferstraße befindet sich eine Gedenktafel mit folgender Inschrift:

In diesem Hause
wurde
Ferdinand Raimund,
Volksdichter und Schauspieler,
am 1. Juni 1790
geboren.

Errichtet 1872.

Am 18. December 1872 fand die Enthüllung dieser Gedenktafel in einfacher und würdiger Weise statt.



Raimund's Geburtshaus.

Anton Langer betrat Punct 11 Uhr die am Ende des Hofraumes angebrachte Tribüne und hielt an die Versammelten, unter denen sich die Schriftsteller Rant, Mosenthal, Weilen, Mauthner, Kaiser, Anzengruber, Elmar, Dorn, Mirani, Gründorf, Flamm, Wimmer, Breier und Costa befanden, dem Andenken Raimund's einen sehr warmen Nachruf, in welchem er gleichzeitig auch die Verdienste des Schriftstellers Wimmer hervorhob, dem es endlich nach langem Forschen gelang, die Geburtsstätte Raimund's aufzufinden. An dem Tage der Enthüllung der Gedenktafel waren es 49 Jahre, daß Raimund's Erstlingswerk „Der Barometermacher auf der Zauberinsel“ im Leopoldstädter Theater aufgeführt wurde.

Hierauf trat der Charakterkomiker der Josefstädter Bühne, Lieberwerth, vor und trug das von Friedrich Kaiser verfaßte Festgedicht in schwungvoller Weise vor.

Bemerkenswerth ist, daß das Burg-, Stadt-, das damalige Residenz- und das Carltheater bei dieser Feier gar nicht vertreten waren. Das Wienertheater war durch die Herren Rott, Grève, Jäger und Gärtner, das Strampfer-Theater durch Capellmeister Hopp, das Josefstädter Theater durch die Herren Slama, Lieberwerth, Jungwirth, Tauber, Rosé, Kraft, Neumann, Kann, Böck, Capellmeister Kleiber und die Damen Vanini, Purkholzer, Ulrich und Hebe vertreten.

Außerdem waren noch anwesend: Der Veteran Lang, einstiges Mitglied der Leopoldstädter Bühne, der pens. Hofschauspieler Nolte, seinerzeit der beste Darsteller des „flottwell“, die Directoren des Rudolfsheimer und Meidlinger Theaters, die Capellmeister Proch und Fahrbach und endlich der Nestor der Wiener Volksänger Karl Kampf.

Raimund wirkte stets in jenen Stücken mit, die er selbst schuf. So stellte er den „Florian“ im „Diamant des Geisterkönigs“, den „Wurzel“ im „Bauer und Millionär“, den „Kappelkopf“ im „Alpenkönig und Menschenfeind“ und endlich den „Valentin“ im „Verschwender“ dar.

Raimund wirkte nie unmittelbar komisch, seine Bewegungen auf der Bühne waren heftig, er warf die Hände umher, polterte die Sätze abgebrochen heraus; er war ein Humorist, aber kein Komiker. Wo sein Gemüth zum Durchbruche kam, war er unwiderstehlich. Das Leben zum Theater erwachte in Raimund frühzeitig, obgleich seine Eltern gegen diese Neigung waren, sein Vater stieß selbst unmittelbar vor seinem Tode fluchende Worte gegen ihn aus, als er ihn einst vor dem Spiegel declamirend traf.

In Raab, wo er sich seine ersten Lorbern eroberte, entbrannte sein Herz zu einem Bürgermädchen. Da aber die Eltern desselben sich weigerten, ihre Tochter dem armen Schauspieler zu geben, beschloßen die Liebenden zu fliehen. Ein Freund Raimund's versprach, ihm seine Geliebte an einem bestimmten Orte zuzuführen, — wußte sich aber die Neigung des Mädchens zu verschaffen und heiratete sie, worauf Raimund, um den Treulosen zu zeigen, daß ihn diese Handlungsweise nicht alterire, seinen Director um die Hand seiner Tochter bat. „Lieben Sie denn meine Tochter?“ fragte ihn der Director. „Lieben?“ erwiderte Raimund, „nein, aber es wird schon gehen, die Treulosen sollen sehen, daß ich mir aus ihnen nichts mache“. Dabei ließen ihm die Thränen über die Wangen. Natürlich gab ihm der Director seine Tochter nicht.

Raimund war ein Original wie Scholz, Nestroy, Gallmayer zc. Als er einst in München den „Fortunatus Wurzel“ spielen sollte, ließ er sich krank melden, hüllte sein Gesicht in warme Tücher ein und legte sich ins Bett. Der Schauspieler Urban wurde zu ihm geschickt, um ihn zum Spielen zu bewegen. Auf dem Wege traf er den Romantiker Spindler. Die Beiden begaben sich zu dem Kranken. Spindler bedauerte ungemein, ihn heute nicht spielen zu sehen, worauf Raimund aus dem Bette stieg und dem Romancier erklärte, ihm zu Liebe spielen zu wollen, was er auch wirklich that.

Wenn ihn sein böser Dämon, der ihn selbst zum Menschenfeinde machte, nicht beherrschte, so war er gegen jedermann zugänglich, freundlich und gut. In Betreff der Darstellung seiner Stücke war er ängstlich genau. Er studierte mit jedem, der in denselben beschäftigt war, die Rolle, er sprach, er spielte sie ihnen vor, er dressirte die Schauspieler, wemgleich sie oft zu den besten zählten.

In Betreff der Decorationen war er Pedant. Proben über Proben mußten abgehalten werden, und erst wenn alles klappte, durfte zur Vorstellung geschritten werden.

Trotzdem das erste Liebesabentheuer Raimund's einen tragikomischen Schluß hatte, fühlte sich der Dichter denn doch bald wieder zu Fräulein Grünthal seiner Collegin auf der Josefstädterbühne, hingezogen. Seine maßlose Eifersucht jedoch entfremdete ihm das Mädchen. Nun sollte Raimund die Tochter des Nimen Gleich heiraten. Der Hochzeitstag war herangerückt, die Gäste waren bereits versammelt, da war der Bräutigam plötzlich verschwunden und irrte in den Praterauen umher. Erst um Mitternacht kehrte er nach Hause zurück. Da fand er eine menschliche Gestalt vor seiner Thüre liegen. Er zündete eine Kerze an und erkannte seine Braut Louise Gleich, welche er mit Mühe wieder zu ihrem Vater zurückbrachte.



Ferdinand Raimund.

Das Publicum war über sein Benehmen indignirt. „Abbitte leisten, Satisfaction dem Fräulein!“ rief man ihm entgegen, als er am nächsten Tage auf der Bühne erschien. Raimund erwiderte bebend: „Es ist mir oft vorgekommen, daß ich auf allgemeines Verlangen eine Rolle spielte; aber daß ich auf allgemeines Verlangen heiraten soll, ist mir neu“.

Dennoch führte er einige Tage später Louise Gleich zum Altare. Besser wäre es freilich für beide gewesen, diese Verbindung wäre unterblieben, denn bald darauf trennten sich die Gatten und beide fanden in dem Leopoldstädter Theater Engagement. Hier mußte Raimund oft mit seiner Gattin gemeinschaftlich auftreten. Sie benützte, da er sich nicht wehren konnte, in boshaftester Weise die Gelegenheit, zuwickte ihn in den Arm, biß ihn, wenn er sie zu küssen hatte, in die Wange und raunte ihm die entsetzlichsten Schmähungen und Beleidigungen in's Ohr, wodurch Raimund so nervös wurde, daß er in eine schwere Krankheit fiel.

Mit der damals sehr strengen Censur stand Raimund auf ganz gutem fuße. Er selbst rühmte sich oft, daß noch keine Zeile seiner Werke dem Rothstifte zum Opfer gefallen. Aber auch er sollte seinem Schicksale nicht entgehen.

In einem seiner Volksmärchen kam die Stelle vor: „Mein Gott laß nicht den Teufel triumphiren.“ Der Rothstift des Censors machte aus dem Teufel einen Teufel. Die Stelle, in der in einem seiner Märchen ein Vater zu seiner Tochter sagt: „Mein Kind, komm in meine Kammer, ich habe mit dir zu sprechen“, verfiel gänzlich dem Zorne des Rothstiftes. Raimund protestirte dagegen. Der Beamte belehrte ihn jedoch, daß es ein Frevel gegen die Religion ist, den Teufel aufzurufen. Er möge daher, wenn ihm „Teufel“ nicht behage, den Teufel durch den „fizlipuzli“ ersetzen. Raimund war in Verzweiflung. Er rief mit kläglichlicher Stimme: „Ich höre schon das ganze Publicum auflachen, daß das Theater erbebt, wenn die Schauspielerinnen mitten in der Scene pathetisch rufen wird: „Mein Gott, laß nicht den fizlipuzli triumphiren!“ worauf der Censor meinte, daß es gut sei, wenn in einer Posse viel gelacht werde, je mehr, desto besser. Endlich wurde der Satz so gegeben: „Mein Gott, laß nicht das Böse triumphiren“, womit sich der Hofrath einverstanden erklärte. — In Betreff der gestrichenen Stelle fragte Raimund, was denn daran bedenklich wäre, wenn ein Vater mit seiner Tochter unter vier Augen zu sprechen habe? — „Gar nichts“ meinte Hofrath M., „wenn der leibliche Vater mit seiner leiblichen Tochter unter vier Augen sprechen will. Da aber diese Scene von Schauspielern gesprochen wird, von denen das Publicum weiß, daß sie nicht in blutsverwandtschaftlichen Verhältnisse zu einander stehen, so ist die Zweideutigkeit zu groß und unerlaubt.“ — Und dabei blieb's.

Raimund war von Jugend auf sehr erregt, ein Phantast, preisgegeben der Noth des Lebens, ein steter Arbeiter, ein reger Geist, stets unzufrieden mit sich und seinen Leistungen. Raimund hatte viel Glück im Leben, war aber nie glücklich. Seine Launen waren nur Galgenhumor.

Da erscholl eines Tages in Wien die Trauerkunde, „der Raimund hat sich erschossen“. Sieben Tage lebte der Unglückliche noch, unsäglich waren die Qualen, die er in religiöser Ergebung duldete. An dem Tage des Leichenbegängnisses strömte Alles nach Gutenstein, um dem Unglücklichen, dem mit sich Zerfallenen, die letzte Ehre zu erweisen. Ohne Musik, ohne Fackelschein wurde die Bestattung vorgenommen. Da intonirte ein Trauergast das rührende Lied aus „Alpenkönig und Menschenfeind“: „So leb' denn wohl, du stilles Haus“, welches durch heftiges Schluchzen der Anwesenden beantwortet wurde. Ludwig Löwe, der berühmte Schauspieler, legte einen Lorberkranz auf den Sarg und wollte sprechen; aber Thränen ersticken seine Stimme, er sank am Grabe zusammen und faltete die Hände zum Gebet. — Raimund's Freundin, Antonie Wagner, ließ ihm ein Denkmal setzen.

Raimund's Leichnam war ohne Oberschädelknochen beigelegt worden. Der k. k. Landesgerichtsarzt Anton Rollet aus Baden hatte unter Assistenz zweier Aerzte die Obduction der Leiche vorgenommen und den Schädel Raimund's seiner Sammlung einverleibt. Rollet mußte sodann denselben der Erbin Raimund's ausfolgen. 20 Jahre hütete Antonie Wagner ihn im Strohsacke ihres Bettes. Heute befindet sich der Schädel im Besitze des Custos der Wiener Stadtbibliothek, Herrn Dr. Glossy.

Am 20. Februar 1834 wurde Raimund's Zaubermärchen „der Verschwender“, zum ersten Male aufgeführt.

Die Entstehungsgeschichte desselben ist folgende:

An einem regnerischen Abende wartete Raimund im Gasthose zu Pernitz bei Gutenstein auf eine Fahrgelegenheit, um nach Hause zu gelangen. An einem Tische der Schänke saßen mehrere Bauern und spielten Karten. Einer derselben hatte einige Tage vorher eine bedeutende Erbschaft gemacht und verspielte und verwettete große Summen. Aber je mehr er verlor, desto fröhlicher wurde er. Ein Bettler aus dem Naßwalde wurde von dem Bauer besonders reichlich bedacht, trotzdem ihm dieser seine Verschwendung mit groben Worten verwies.

Als Raimund später das Gasthaus verließ, um nach Gutenstein zu fahren, beschäftigte er sich lebhaft mit der eben gesehenen Scene und bald darauf erschien sein „Verschwender“.

Nach dem Tode der Theresie Krones — der „Jugend“ Raimunds — wie er sie stets nannte, hatte auch dieser schon den Todesgesang des sterbenden Schwanes gehört.

Eines Morgens rannte er in derangirter Kleidung, den Hut tief in die Stirne gedrückt, mit wirrem Haar und stierem Blicke über die Ferdinandsbrücke und mit seinem zur Erde gesenkten Kopf so gewaltig gegen Wenzel Scholz, welcher die Brücke eben gravitatisch passiren wollte, daß er diesen sehr unsanft bei Seite stieß.

„Tollpatzsch!“ brummte Raimund vorwärtseilend.

„Schaut's den Kappelkopf an!“ schrie Scholz, „zersprengt mir fast den Schädel und ist noch grob dazu. Aber wart' ein bißel!“

Mit dem Aufgebote seiner Kräfte eilte er Raimund nach. Bald hatte er ihn eingeholt.

„Satisfaction!“ rief er, den Arm seines Widersachers ergreifend.

Dieser wendete sich um.

„Ah der Wenzel!“

„Ja, der Wenzel, blinder Heß! Kannst du nicht die Augen aufmachen, wenn du im Gewühle der Völker bist?“

Aber Raimund hörte diese Worte nicht. Mit stieren Blicken schaute er in die Wellen der Donau. Dann sich mit der Hand vor den Kopf schlagend, rief er mit bebender Stimme:

„— Blut — nur Blut — es drängt zum Herzen — ach, dieser Schmerz!“

„— Was fehlt dir dem, Bruder?“ fragte Scholz theilnahmsvoll.

„— Ha, das Wasser! das Wasser! Meine Pulse fiebern. Flieh, wenn dich mein Athem nicht vergiften soll! Oder weißt du nicht, daß Gift — tödtendes, langsam verzehrendes Gift in meinen Adern tobt?“

Scholz schüttelte den Kopf.

„— Ich verstehe dich nicht, Bruder, du bist doch nicht verrückt?“

„— O, wäre ich nur verrückt, aber — ein toller Hund hat mich gebissen — den Arm zerfleischt — die Bestie wurde wüthend — man hat sie erschießen müssen. — O der Tod! der Tod!“

Mit diesen Worten stürzte der Unglückliche davon und war in Bälde den Augen Scholz', der sich vor Erstaunen gar nicht fassen konnte, entschwunden.

Es war zum letzten Mal, daß Raimund mit einem Kunstgenossen zusammenkam.

Einige Tage später hatte er im Gasthause „zum Hirschen“ bei Pottenstein sich eine Kugel durch den Kopf gejagt.

* * *

Bevor wir von Mariahilf scheiden, müssen wir auch einer Persönlichkeit gedenken, welche zwar nicht mehr unter den Lebenden weilt, deren Angedenken aber in dem Herzen eines jeden Wieners fortlebt. Diese Persönlichkeit war kein Politiker, kein Mann der Feder, kein Gelehrter, sondern ein einfacher Bürger; es war der Cafétier — Gabesam, der ein warmes Herz für die Armen hatte, der seine Gaben reichlich spendete, der keinen Dürftigen unbeschenkt entließ. Gabesam war ein alter Wiener. Etwas sind die Anekdoten, die von ihm erzählt werden. Folgende möge hier am Platze sein:

„In dem Café Gabesam auf der Mariahilferstraße hatten sich einige Freunde — Mariahilfer und Gumpendorfer Bürger — verabredet, den nächsten Sonntag in Baden zuzubringen. Gabesam erklärte, auch von der Partie zu sein, jedoch könne er erst nachmittags vom Geschäfte abkommen. Der Sonntag war erschienen. Die Freunde waren bereits abgefahren und erwarteten ungeduldig ihren Freund Gabesam, der ihnen oft als Zielscheibe diente, was der behäbige Alte gar nicht ungern that. Aber Stunde um Stunde verrann — Gabesam kam nicht. Endlich fuhren die Freunde zurück und eilten zu ihm, um ihn wegen seiner Wortbrüchigkeit zur Rede zu stellen. Kaum aber hatten sie das Local betreten, als Gabesam auf sie zuwies und sie fragte, wie sie nach Baden gekommen wären. — „Nun, mit der Bahn,“ war die Antwort. — „Merkwürdig,“ meinte Gabesam, „ich war doch auch dort und verlangte eine Karte nach Baden, aber der Beamte hat mir ins Gesicht gelacht und den Schalter zugeschlagen.“ — „Auf welcher Bahn warst du denn?“ riefen die Freunde erstaunt. — „Nun, auf welcher soll ich denn gewesen sein? Auf der Westbahn!“ —

* * *

Der heutige VI. Bezirk hat sich seit einigen Decennien sehr vergrößert und zählt gegenwärtig nahezu achtzig Gassen.

Außer den bisher genannten Gassen sind noch bemerkenswerth: die Dürergasse, nach dem Maler Albrecht Dürer genannt; die Kauniz- und Eszterházygasse, welche ihre Namen den beiden Cavalieren danken; die nach dem berühmten Astronomen Kopernikus benannte Gasse, die Luftbadgasse nach der dort befindlichen Badeanstalt den Namen führend; die nach dem Fabrikanten Spörlin benannte Spörlingasse; die nach dem Kloster den Namen führende Barnabitegasse. Die übrigen Gassen sind minder wichtig und verdanken theils Privaten, theils Hauschildern ihre Namen.

* * *

Was die Schulverhältnisse anbelangt, so zählt der heutige VI. Bezirk eine Realgymnasium, eine Unterrealschule, 4 Bürger-, 12 Volksschulen im Ganzen mit nahezu 7000 Schülern.



Das Siegel von Gumpendorf.



Das Siegel der Laimgrube.



Das Siegel von Mariahilf.



Das Siegel vom Magdalengrund.



Das Siegel der Windmühle.

